

Erscheint täglich außer Sonntagen.
Zugleich Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis
beide Ausgaben 85 Pf. pro Woche, 3,60 M. pro Monat.
Redaktion und Expedition: Berlin SW 68, Lindenstr. 3

Spätausgabe des „Vorwärts“

Anzeigenpreis: Die einseitige Nonpareilzeile
80 Pf., Reklamezeile 5 M. Ermäßigungen nach Tarif.
Postcheckkonto: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,
Berlin Nr. 37 536, Fernsprecher: Dönhof 292 bis 297

Das Rüstungskapital in Angst.

Treibereien gegen anglo-amerikanische Abrüstung / Eingreifen Präsident Hoovers.

New York, 7. September. (Eigenbericht.)

Gegen die Flottenabrüstung, die durch englisch-amerikanisches Abkommen festgesetzt worden und auch durch den bevorstehenden Besuch Macdonalds gefördert werden soll, machen sich allerhand offene und geheime Treibereien bemerkbar, hinter denen das Rüstungskapital stehen dürfte, das sich natürlich in seinem Profit bedroht fühlt. Diese Gegenarbeit hat solchen Umfang angenommen, daß Präsident Hoover sich zum Eingreifen veranlaßt sieht. Der Präsident beauftragte den Bundesstaatsanwalt, eine genaue Untersuchung dieser Einflüsse vorzunehmen und festzustellen, ob große Finanzinteressen und Schiffbau-gesellschaften hinter dieser Propaganda ständen und diese finanzieren. Diese Propaganda läuft nach den Worten des Präsidenten darauf hinaus, das gegenseitige Mißtrauen und den internationalen Haß zu vermehren. Es sei daher zu erwägen, ob nicht nötigenfalls die Gesetzgebung gegen diese Mächte in Bewegung zu setzen sei.

Einen Beweis für diese Treibereien des Rüstungskapitals gibt folgende weitere Meldung:

Washington, 7. September.

Präsident Hoover hat in einer formellen Erklärung offiziell von einem Prozeß Kenntnis genommen, den ein sich Marineexperte nennender gewisser Shearer gegen drei Schiffswerften angestrengt hat. In diesem Prozeß gibt Shearer an, er habe als Teilhonorar für seine Werbetätigkeit 50 000 Dollar von den Werften erhalten, habe aber vertraglich noch auf weitere 250 000 Dollar Anspruch.

Nach Zeitungsberichten soll Shearer bei der Genfer Seekonferenz 1927 unter Mitgliedern des Washingtoner Kongresses für vermehrte Rüstungen eingetreten sein, und zwar in seiner Eigenschaft als angestellter Agent amerikanischer Schiffbauer.

Hoover bemerkte hierzu, es sei ein Monat vergangen, ohne daß diese Angelegenheit befriedigend aufgeklärt worden sei. Jede Firma sei berechtigt, für ihre Fabrikate zu werben, wenn aber Werften, die Kriegsschiffe bauen, tatsächlich für Aufzucht Propaganda gemacht haben sollten, so gehe dies das öffentliche Interesse an, und die Regierung werde Schritte erwägen, um eine Praxis zu unterbinden, die den auf Verminderung der Rüstungen gerichteten Wünschen des amerikanischen Volkes zuwiderlaufe.

Bauprogramm 1924 erfüllt!

Washington, 7. September.

Der neue Kreuzer „Northampton“ ist gestern in Quincy vom Stapel gelaufen. Morgen folgt der Stapellauf des Schwester-schiffes „Houston“ in Newport News. Die drei Kreuzer „Pensacola“, „Salkate City“ und „Chester“ sind vor einigen Monaten vom Stapel gelaufen; die restlichen drei „Louisville“, „Augusta“ und „Chicago“ folgen im nächsten Jahr. Diese acht Schiffe stellen das 1924 aufgestellte Bauprogramm der sogenannten Vertragskreuzer dar. Diese Schiffe haben eine Wasserdrängung von 10 000 Tonnen; sie haben Delferung und entwickeln 30½ Knoten Geschwindigkeit. Sie sind ausgerüstet mit 9 achtzölligen Kanonen, sechs Torpedorohren und 4 fünfzölligen Fliegerabwehrgeschützen.

Von dem diesjährigen Bauprogramm sind bisher keine Schiffe auf Kiel gelegt, da Präsident Hoover am 24. Juli beschlossen hat, die Ausführung zu verzögern, bis Klarheit über die Möglichkeit einer Einigung mit England geschaffen ist.

Landtagsabgeordneter v. Allinger wird Redakteur. Der nationalsozialistische „Sächsische Beobachter“ richtet in Dresden eine eigene Schriftleitung ein, für die der Landtagsabgeordnete von Allinger verantwortlich zeichnet wird.

Die Suche nach den Bombenlegern

Der Motorradfahrer hat sich gemeldet.

Die Untersuchung des letzten Bombenanschlags in Lüneburg wird von der Polizei mit allem Nachdruck fortgesetzt. Aus Berlin ist eine Reihe von Beamten der Abteilung LA des Polizeipräsidiums nach Lüneburg gefahren, um gemeinsam mit den dortigen Unter-



Die Sprengstelle in Lüneburg.

In diesem Kellerfenster war die Bombe untergebracht, die in der Nacht zum Freitag im Lüneburger Regierungsgebäude explodierte und großen Schaden in der ganzen Umgegend anrichtete.

suchungsbehörden die notwendigen Feststellungen zu machen. Ferner sind mehrere Sachverständige der chemisch-technischen Reichsanstalt in Lüneburg eingetroffen.

Aus den Trümmern im Keller des Regierungsgebäudes, in dem die Höllemaschine explodierte, hat man viele kleine Stücke der bei der Explosion völlig zerrissenen Höllemaschine gefunden und hat sofort ermitteln können, daß auch in diesem Falle das gleiche Uhrwerk wie in Berlin und den anderen Attentaten in Lüneburg, Schleswig und Oldenburg Verwendung gefunden hat. Man glaubt, daß es sich bei dem Uhrwerk um ein deutsches Fabrikat handelt.

Die heimliche Untersuchung in Lüneburg hat ergeben, daß der Sprengstoff von bedeutend größerer Explosivkraft als alle bisher bei den Attentaten zur Verwendung gekommenen Höllemaschinen gewesen ist.

Darvon zeugen auch die Verheerungen, die im Keller des Regierungsgebäudes angerichtet wurden. Der Druck war so stark, daß eine starke Decke zum Bersten gebracht wurde und noch bis auf eine Entfernung von 80 bis 100 Metern zahlreiche Fenster Scheiben in den Nebenstraßen zertrümmert wurden.

Zwei, die sich selbst bezichtigen.

Inzwischen ist in Berlin der Kaufmann Hett, der sich betamlich in Frankfurt a. M. der Staatsanwaltschaft unter der Re-

chtigung, das Bombenattentat auf den Reichstag in Berlin verübt zu haben, eingetroffen.

Die Berliner Kriminalpolizei wird Hett noch im Laufe des heutigen Tages vernehmen. Auf Grund der in Berlin vorliegenden Ermittlungen hat man bisher nur wenig Inhaltspunkte für eine direkte Beteiligung des Hett.

Außerdem hat sich heute vormittag auf einem Berliner Polizeirevier ein Mann gemeldet, der erklärte, daß er an dem Bombenanschlag auf das Reichstagsgebäude beteiligt gewesen sei. Der Mann, der sich beharrlich weigerte, seinen Namen anzugeben, wurde daraufhin in Haft gehalten und später dem Polizeipräsidium zugeführt. Seine Vernehmung hat bisher noch nicht stattgefunden.

Was den in Lüneburg in der Anschlagnacht beobachteten Motorradfahrer angeht, so haben sich bei der Kriminalpolizei bereits verschiedene Zeugen gemeldet, die einige wichtige Angaben machen konnten. Während die Nummer des Motorrads von keinem der Zeugen festgestellt worden ist, ist als Herkunftszeichen das hannoversche Zeichen I S beobachtet worden.

Wie wir kurz vor Redaktionsschluss erfahren, soll sich auch der Motorradfahrer bereits bei der Polizei gemeldet und ihr ein einwandfreies Alibi angeboten haben.

Hitler wird aktiv.

Wie 1923 und 1918.

Am gestrigen Abend sind an zwei verschiedenen Orten Deutschlands, in München und in Dranienburg, kommunistische Versammlungen von Hakenkreuzern überfallen worden. In beiden Fällen gab es Messerschereien und Verletzte, in beiden Fällen waren die Hitler-Leute die Angreifer.

Niemand wird bei uns Sympathien für die Kommunisten vermuten. Sie tragen an der Verrohung des politischen Lebens ein gerüttelt Maß von Schuld. Sie haben die Methoden, die jetzt gegen sie angewendet werden, selbst oft genug gegen politische Andern denkende, besonders auch gegen Kommunisten selbst, die gegen den Parteistachel zu lösen wagten, zur Anwendung gebracht. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß an den beiden Vorfällen von gestern die Nationalsozialisten augenscheinlich die Alleinschuld tragen, und daß auch die Kommunisten Anspruch auf polizeilichen Schutz haben, wo sie sich in der Rolle der Angegriffenen befinden.

Die Vorfälle von München und Dranienburg sind aber offenbar nur der Beginn einer größeren Aktion, die die Hitler-Leute für diesen Herbst vorbereiten. Darüber hat gestern Abend Herr Dr. Goebbels in einer nationalsozialistischen Versammlung in der „Neuen Welt“ einiges zum besten gegeben. Die ihm befreundete Hugenbergs-Presse berichtet darüber:

Dr. Goebbels erwähnte in seiner Rede die große Reue seit der heutigen Zeit mit dem Jahre 1923. Genau wie damals stehe das Wirtschaftsleben vor dem Zusammenbruch. Der Herbst werde Erschütterungen bringen, wie wir sie seit dem Jahre 1918 vielleicht noch nie gesehen hätten.

Zunächst ist es ja nicht ganz so schlimm gekommen. Der nationalsozialistische Klan der begeisterten Versammlungsteilnehmer lobte sich nur gegen eine Schaulustschreiber des „Vorwärts“-Verlages aus. Die Nationalsozialisten, aus deren Zug heraus diese Schreiber eingeworfen wurde, kamen aus der „Neuen Welt“.

Bei dieser Gelegenheit sei ein Irrtum von heute morgen richtig gestellt. Zu einer Sistierung von Parteigenossen ist es in der letzten Nacht vor dem „Vorwärts“-Haus nicht gekommen. Wohl aber hat die Polizei, der es nicht gelungen war, den Täter zu ergreifen, später die Straße geräumt und dabei Parteigenossen, die ihrem Unmut über das Treiben der Hitler-Jungen Ausdruck gaben, hart angefaßt.

Wir sind weit davon entfernt, Schaulustattentate tragisch zu nehmen, aber der ursächliche Zusammenhang zwischen der Goebbels-Rede und dem Bierflaschenwurf steht fest, und auch dem Hitler-Buffet von 1923 sind Angriffe auf die Redaktion der „Münchener Post“ vorausgegangen. Auf keinen Fall möchten wir dafür plädieren, daß die Herrschaften weniger ernst genommen werden, als sie selbst wünschen, und wenn sie für diesen Herbst erschütternde Er-

eignisse ankündigen, dann ist es die Pflicht der republikanischen Staatsgewalt, mit unerschütterlicher Festigkeit ihre Gegenmaßnahmen zu treffen. Kein vernünftiger Mensch hält es für möglich, daß die Hitler-Leute oder die Kommunisten, die ja sehr bald misstapeln werden, durch Putsch oder Gegenputsch zur Macht gelangen könnten, wohl aber kann durch sie an Menschenleben und Wirtschaftskraft ein großer Schaden angerichtet werden. Dem rechtzeitig entgegenzutreten, ist die Aufgabe der republikanischen Staatsgewalt.

Die Herrschaften werden ja bekanntlich sehr nervös, wenn man im Zusammenhang mit ihrem Treiben von den Sprengstoff-Anschlägen spricht, deren Reihe nicht abreißen will. Trohendem muß festgestellt werden, daß sich die Stimmung einer gewissen Presse mit jedem gelungenen Attentat sichtlich hebt. So ist die „Deutsche Zeitung“ heute morgen angesichts des neuen Bombenanschlags von Lüneburg in geradezu strahlender Laune. Sie läßt gegen die Vorkriegs-Presse, die über die Attentate nicht so vergnügt ist, ihren besten Humoristen los und läßt ihn schreiben:

Der letzte Bombenanschlag in Lüneburg hat — ganz programmwidrig — diesmal einen verhältnismäßig bedeutenden Sachschaden verursacht und infolgedessen auch einen Personenschaden angerichtet, als durch den Luftdruck ein schlafender Regierungspräsident aus dem Schlummer geweckt und sogar beinahe aus dem Bett gehoben worden ist. Das ist gewiß bedauerenswert. Schlummer sind jedoch die Vermutungen, die in den Schriftleitungen gewisser Berliner Zeitungen angerichtet worden sind.

Die tägliche Keilerei.



„Nun, Kollege, wo wollen wir heute unsere Keilerei veranstalten?“

So geht es eine ganze Weile weiter, bis zum Schluß grinsend versichert wird:

Nach dem ersten Lüneburger Anschlag am 1. August haben wir den Tag ausgesprochen, daß es sich bei allen Bombenanschlägen um bestellte Arbeit, um ein erbärmliches Theater handelt, das von den Hintermännern derjenigen Kreise aufgezogen worden ist, die ihre Wachststellung durch die immer stärker anschwellende nationale Bewegung bedroht fühlen. Sie wollen deshalb künstlich Vorkände schaffen, unter denen sie diese Bewegung, vor allem aber die verfassungsgemäß zulässige Werbung für das Volksgeschehen durch diktatorische Polizeimaßnahmen niederknuppeln können.

Die Methode ist bekannt. Sie ist, wie erst heute morgen hier nachgewiesen wurde, schon bei allen nationalistischen Vorkänden der früheren Jahre angewandt worden, solange es nicht gelungen war, die Täter zu fassen. Herr Goebbels hat also gar nicht so unrecht, wenn er in historischen Reminiszenzen schwelgt. Offenbar fühlen sich die um Hitler durch Hugenberg's mächtige Bundesgenossenschaft zu neuen Taten ermüdet.

Für die republikanisch gesinnte Bevölkerung, für die sozialdemokratische Arbeiterklasse heißt es: Augen auf!

Brandenburgs Jahrtausend.

Der Festakt im Dom.

Am Sonnabendvormittag wurde Brandenburgs Jahrtausendfeier mit einem großen Festakt im Dom fortgesetzt. Das Innere der alten Kirche war geschmückt mit den blauweißen und roten Farben der Stadt Brandenburg und den schwarzrotgoldenen Farben der Deutschen Republik. An allen Pfeilern hing das Schwarzrotgold, und wirkungsvoll umrahmte es den Altarraum.

Mit den Stadtoberordneten und dem Magistrat waren Vertreter der Reichsregierung, der Staatsregierung und der Provinzialverwaltung erschienen, Abordnungen von Vereinen und viele Einwohner der Stadt. Auch die Gattin des verstorbenen Reichspräsidenten Ebert nahm an der Feier teil. Das Sinfonieorchester der Berliner Schutzpolizei leitete mit Beethoven's „Symphonie-Opus 95“ die Feier ein. Oberbürgermeister Genosse Dr. Fresdorf begrüßte die Festteilnehmer. Diese Feier soll sein, sagte er, ein Zeichen und Sinnbild eines Gedenkens, andererseits aber auch in Verehrung vor dem Wappenschild des neuen republikanischen Deutschland uns beugen und mutig und freudig zu ihm befehlen.

Justizminister Dr. Schmidt begrüßte im Namen der preußischen Staatsregierung die Stadt Brandenburg, die am Anfang der preußischen Geschichte gestanden habe. Brandenburg sei des Obersten Gerichts gewesen. Glückwünsche des Deutschen Städtetages und des Preußischen Städtetages brachte Präsident Dr. Muserl, der die Selbstverwaltung, die stärkste Stütze für Wiederaufbau und Fortentwicklung von Staat und Volksgemeinschaft nannte. Für die Provinzialverwaltung Brandenburgs sprach Landesdirektor v. Winterfeldt. Dr. Reumann gab in seiner Festrede einen Überblick über die Geschichte Brandenburgs.

In einer Schlussansprache erinnerte Oberbürgermeister Dr. Fresdorf an ein Wort des Freiherrn v. Stein, des Schöpfers der Selbstverwaltung für Preußen, der die Belebung des Gemeinnsinns und des Bürgerfinns, die Erweckung eines lebendigen, fest stehenden, schaffenden Geistes gefordert hat.

Edison wieder gesund. Wie aus West-Orange berichtet wird, dürfte der berühmte Erfinder Thomas A. Edison nach seiner Erkrankung an Lungenentzündung am Freitag zum erstenmal das Bett verlassen.

Der Tod in den Alpen.

Hat Student Halsmann seinen Vater ermordet?

„Alle Wasser unserer Berge werden nicht imstande sein, das Blut, das an seinen Händen klebt, herunterzuwaschen. Er ist schuldig.“

Der Staatsanwalt im ersten Halsmann-Prozess.

Die Geschworenen, Tiroler Bauern, sprachen ihn des Vatermordes schuldig. Vergeblich versuchte der berühmte Wiener Anwalt Dr. Preßburger die Berufsrichter zu bewegen, den Wahrspruch auf Grund des § 232 StPD. für nichtig zu erklären. Sie verurteilten den Studenten der Dresdener Technischen Hochschule, den 22jährigen Rigenjer, Philipp Halsmann, wegen Vatermordes zu 10 Jahren schwerenerkers.

Der Verurteilte tobte: Justizmord! Nicht ich bin der Verbrecher, die Geschworenen sind es; ich will die Schande nicht mehr mit anhängen — und wurde abgeführt. Das Publikum machte seinen Unwillen in lauten Demonstrationen kund —, der Gerichtssaal wurde geräumt. Vier Professoren der Innsbrucker Universität, darunter der Dekan der Juristischen Fakultät und der Strafrechtslehrer, richteten aus eigener Initiative eine Eingabe an die Justizbehörde: der Indizienbeweis sei nicht schlüssig gewesen, sie als Geschworene wären nicht zu einem Schuldig gelangt. Während Fremde Menschen bezogen sich schriftlich dem Verurteilten ihre Sympathie. Neue Zeugen meldeten sich. Studenten der Dresdener Hochschule erhoben ihre Stimme für ihre Kommilitonen. Pressenotizen sprachen unversehrt von einem Justizmord.

Der Fall Halsmann war über Nacht zu einem berühmten Kriminalfall geworden; weit über die Grenzen Oesterreichs hinaus hatte er auf sich die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit konzentriert.

Der oberste Gerichtshof gab der Richtigkeitsbeschwerde des Verteidigers statt. Unzulänglichkeiten der Voruntersuchung, wie Formverletzungen in den Gerichtsverhandlungen hatten Zweifel entstehen lassen, ob der Spruch der Geschworenen unter Wahrung der vom Gesetz geforderten Rechtsgarantien zustande gekommen war. Am 9. September beginnt die auf 14 Tage berechnete zweite Verhandlung gegen den Studenten Halsmann. Der Bettländer Halsmann, Zahnarzt zu Riga, befand sich auf einer Ferienfahrt mit Frau, Tochter, Pariser Studentin und Sohn Philipp, seit zehn Semestern Student der Dresdener Technischen Hochschule. Nach verheißenen erfolgreichen Bergpartien in Frankreich und in der Schweiz bestiegen Vater und Sohn am 10. September den Schönbielhorn in den Zillertaler Alpen. Man sah sie noch im guten Einvernehmen in der Dominikushütte und später auf dem Wege von ihr nach Breilachner. Am Nachmittag wurden aber plötzlich Bergbewohner und Touristen vom sich wie verzweifelt gebärdenden jungen Halsmann alarmiert: sein Vater sei abgestürzt. Der Wirt der Dominikushütte schloß sofort Verdacht; an dieser Stelle, meinte er, könne niemand abstürzen: er stellte beim alten Halsmann drei schwere Kopfverletzungen fest und fand auf der Platte, an der vermutlichen Absturzstelle, einen mit Blut, Knochenstücken und Haaren bedeckten Stein, eine Schleihschur zum Abhang und Blut sowohl im Gras als auch an der Stühlmauer. Der junge Halsmann wurde verhaftet; er bestritt die Tat. Er erzählte, daß er den Vater hinter sich gelassen, weil dieser ein Bedürfnis verrichten mußte, daß er plötzlich einen Aufschrei gehört und, als er sich umdrehte, seinen Vater rücklings den Abhang herunterstürzen gesehen habe.

Ensprach diese Darstellung der Wirklichkeit? War der nicht schwindsüchtige und herzleidende Vater, erschöpft von vorhergegangenen ermüdenden Gebirgstouren, selbst in den Tod gestürzt oder hatte ihm die Hand seines Sohnes den Tod gegeben? Hatte der Sohn überhaupt irgendwelchen Grund, seinen Vater zu töten?

Der Staatsanwalt beantwortete beide Fragen mit einem entschiedenen „Ja“. Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn, sagte er, war durchaus nicht das beste. Wochenlang sprachen sie miteinander nicht. Der Vater jähzornig, ausfallend, beleidigend, der Sohn reizbar, empfindlich, leicht getränkt; der Vater nicht der beste Ehemann, der Sohn leidenschaftlich der Mutter ergeben. Hatte er sich nicht in einem Brief bitter beklagt, daß er verraten und verkauft sei? Da war ein verhängnisvoller Streit zwischen beiden gut möglich. Gar die objektiven Spuren der Tat! Die Darstellung des Sohnes konnte nicht zutreffen. An der angeblichen Absturzstelle fand man keine Spuren des Absturzes; dafür aber um so mehr Spuren an der Stelle, von wo aus der Sohn den Abstieg gesehen haben wollte: den blut- und hautbeschmutzten Stein, die Blutlache und die Schleihschur und Blut an der Stühlmauer, die der Körper hinabgefallen sein mußte. „Steine reden“, sagte der Staatsanwalt. Hätten die Sachverständigen nicht mit aller Entschiedenheit behauptet, daß die drei Verletzungen keineswegs von einem Fall herrühren konnten? Der Sohn hatte im Streik den Schädel des Vaters mit einem Stein eingeschlagen und dem noch Lebenden aus Furcht vor Entdeckung zwei weitere Verletzungen beigebracht. So der Ankläger. Nicht anders die Tiroler Bauern: sie sprachen den Angeklagten schuldig.

Die Verteidigung? Ihr schien alles voller Zweifel.

Nicht die Behörden hatten die ersten Spuren gesichert, sondern der mißgünstige Wirt der Dominikushütte in Halsmanns Abwesenheit: Menschen waren an der angeblichen Tatstelle hin- und hergegangen, Gegenstände über das Gras geschleift worden. Konnte nicht die erste Verletzung beim Abstieg entstanden und konnten die weiteren Verletzungen nicht vielleicht dem noch Lebenden von irgendeiner dritten Person in Raubabsicht beigebracht worden sein? Wo waren denn die Schweizer Franken geblieben, die der alte Halsmann bei sich führte; und weshalb fand man 19 Tage nach dem Vorfall dem Toten gehörende 50 Schilling nahe dem Talort unter einem Steine versteckt? Dieser Sohn, der seinen Vater so liebte, dessen Leumund so gut ist, hatte ihn nicht getötet und nicht töten können. Die Tiroler Bauern gaben aber mehr auf ihren Berggenossen als auf die Redekünste und Warnungen des Wiener Anwalts; sie sprachen den Sohn des Vatermordes schuldig. Die neue Verhandlung wird es nicht leicht haben, den Rätselknäuel der Zillertaler Alpen zu entwirren.

Hatte etwa Halsmann unter dem Eindruck des Todes seines Vaters eine unbewußt falsche Darstellung über die Situation gegeben?

War der Vater, als er zurückgeblieben, vielleicht doch von jemand überfallen worden, der nach ihm schon lange gelauert, und hatte etwa dieser Übeltäter ihm später, während der Sohn hilflos auf dem Berg hinaufstieg, noch die zwei weiteren Verletzungen beigebracht? Dies die Vermutung der Verteidigung! Die Vorzeichen der zweiten Gerichtsverhandlung sind nicht günstig für Halsmann, die neue Lugenscheinnahme hat nichts für ihn ergeben. Dem Wunsch der Verteidigung, den Prozeß außerhalb Innsbrucks stattfinden zu lassen, wurde nicht nachgegeben; auch diesmal werden Einheimische über den ihnen wesenstremden Halsmann zu urteilen haben.

Die antisemitische Atmosphäre der ersten Verhandlung ist aber noch zu gut in Erinnerung.

Ihr Rechnung tragend hat der Wiener Anwalt Dr. Preßburger sein Verteidigeramt niedergelegt und es genehmerten örtlichen Anwälten überlassen. Geschworene Richter sind nicht kühle Logiker, sie hören auf ihre innere Stimme; darin liegt die Gefahr dieses Indizienprozesses! Hoffentlich gelingt es, einem Fehltritt aus dem Wege zu gehen!

Der litauische Terror.

Französische Sozialisten ersuchen Henderson um Einwirkung.

Paris, 7. September. (Eigenbericht.)

Die französische sozialistische Partei richtete ein Telegramm an den englischen Außenminister Henderson in Genf. Die Partei bittet dringend den einstigen Präsidenten der Internationale, beim litauischen Ministerpräsidenten Woldemaras gegen die Einlieferung der 300 litauischen Sozialisten, von denen 22 mit der Todesstrafe bedroht sind, zu protestieren und die sofortige Befreiung der 300 Sozialisten zu verlangen. Der „Populaire“ hat am Freitag einen großen Artikel über die litauischen Zustände veröffentlicht und legt seine Protestaktion gegen die dortigen Terrorakte fort.

Denkschrift der Emigranten gegen Woldemaras.

Kowno, 7. September.

Litauische demokratische Gruppen haben dem Völkerbundsrat ein Memorandum eingereicht, das sich über die politische Lage in Litauen verbreitet und gegen verschiedene Behauptungen wendet, die in der Note Woldemaras' an den Völkerbund enthalten sind. Das Memorandum ist vom „Komitee zur Rettung der Demokratie in Litauen“ unterzeichnet. Die Organisation der litauischen Sozialdemokraten im Ausland hat ein ausführliches Memorandum der Internationale eingereicht. In diesem Memorandum wird betont, daß die litauischen sozialdemokratischen Emigranten Terrorakte ablehnen. Auch wird bestritten, daß sich im Wilnagobiet irgendwelche von Polen besoldete oder ausgebildete militärische Gruppen litauischer Sozialdemokraten befinden. Woldemaras hat dies in seiner Note behauptet.

Ertrunkene Retter.

Tragischer Tod.

Paris, 7. September. (Eigenbericht.)

Das mystische Geschehen von der „Serle“ hat sich in Frankreich am Freitag auf tragische Weise bewahrheitet. In einem kleinen Dorfe an der Mosne spielten die achtjährige Juonne und der siebenjährige André am Ufer eines Flusses, als der Raabe plötzlich durch einen unvorsichtigen Schritt ins Wasser stürzte. Die achtjährige Kleine zögerte nicht einen Augenblick, ihrem Spielgefährten zu Hilfe zu eilen und zu retten, was ihr auch tatsächlich gelang. Sie selbst aber wurde von einem Krampf ergriffen und ertrank.

In einem anderen Ort der Meeresküste, nahe dem Badeort von Becq, war es ein Franziskanerpriester, der bei dem Versuch, sechs Kinder einer Ferienkolonie, die beim Baden von der Flut fortgerissen wurden, zu retten, das Leben lassen mußte. Der Priester konnte nur als Leiche geborgen werden.

Attentat in Wien.

Der ungarische Presschef verletzt.

Wien, 7. September.

Heute mittag 12 Uhr schlich sich der ungarische Emigrant Chalupny in das Amtszimmer des Presschefs der ungarischen Gesandtschaft v. Ziegler und gab, als dieser ihn nach seinem Begehrt fragte, auf ihn zwei Schüsse ab, durch die Ziegler verletzt wurde.

Der Attentäter wurde verhaftet und gab an, er habe auf Ziegler geschossen, weil er sich politisch verfolgt fühle und in dem Presschef die Ursache der gegen ihn gerichteten Quertreibereien erblicke.

Elf Opfer der See.

Zwei spanische Dampfer zusammengestoßen.

Sau Sebastian, 7. September.

Bei einem Zusammenstoß der beiden spanischen Dampfer „Robertina Teresa“ und „Pepe“, beide aus Vigo, sind elf Mann der Besatzungen ums Leben gekommen. Von den 18 Köpfen während der Besatzungen der Dampfer, die beide sanken, konnten zehn Mann nach 14stündigem Kampf mit den Fluten durch einen aus Sau Sebastian stammenden Fischdampfer gerettet werden. Drei von ihnen starben jedoch an Erschöpfung.

Bier Arbeiter tot.

Schweres Bauunglück in Mailand.

Mailand, 7. September.

An einem Gebäude, auf das zwei neue Stockwerke aufgesetzt wurden, stürzte ein beträchtlicher Teil des Neubaus ein. Dabei wurden vier Arbeiter getötet und mehrere verletzt.

Trotz Wächter und Alarmvorrichtung.

Eine Pelzfirma in der Leipziger Straße hatte vor einigen Tagen die Türen zu ihren Geschäftsräumen mit Eisenblech beschlagen lassen. Sie besaß aber auch außerdem noch eine Alarmvorrichtung und beschäftigte einen Wächter, hatte also alles erdenkliche zu ihrem Schutz getan. Trotzdem erwießen sich alle diese Schutzmaßnahmen als nutzlos und zwecklos, denn die Herren Einbrecher waren wieder einmal zahlreicher als die besorgten Herren Chefs. Von dem Hofe drangen sie durch eine Seitenmauer, die sie durchstemmten, ein, stahlen Pelzmäntel im Wert von etwa 15 000 Mk. und entkamen mit ihrer kostbaren Beute ungehindert.

Ein Musterlände.

Zehn Jahre sozialdemokratische Führung in Anhalt.

Das kleine Land Anhalt hat in der inneren Politik Deutschlands wenig von sich reden gemacht. Die letzte Mittlung, die in einen größeren Teil der deutschen Presse überging, betraf das zehnjährige Amtsjubiläum des sozialdemokratischen Ministerpräsidenten Heinrich Deist. Seit 1918 hat die überragende Führung der Sozialdemokratischen Partei eine stetige Politik und eine vernünftige Entwicklung des Landes im Rahmen der deutschen Reichspolitik gewährleistet.

Nur vor der Revolution, am 8. November 1918, wurde der damalige Geschäftsführer des „Volkblattes für Anhalt“, Genosse Deist, vom letzten Herzog zum Mitglied des Staatsrates im Nebenamt ernannt, am 31. Januar 1919 übernahm Genosse Deist das Staatsratsamt hauptamtlich. Seit dieser Zeit, mit einer viermonatigen Unterbrechung durch ein Rechtskabinett im Jahre 1924, führt unsere Partei zusammen mit der demokratischen Fraktion die Regierung des Landes.

Diese Regierung ist seit mehreren Jahren ein Minderheitskabinett. Der Landtag von 36 Abgeordneten setzt sich zusammen aus 15 Sozialdemokraten und zwei Demokraten, denen als widerwärtige Opposition 3 Kommunisten und 16 Abgeordnete der Hausbesitzer, der Volkspartei, der Deutschnationalen und der Nationalsozialisten gegenüberstehen. Da aber diese Opposition nicht in der Lage ist, irgendeine politische Linie zu verfolgen, hat es die Regierung unter der sehr zielbewußten und taktisch besonders geschickten Führung des Genossen Deist immer wieder verstanden, nicht nur den Staat durchzubringen, sondern auch — mit wechselnden Mehrheiten — für das Land Anhalt bedeutungsvolle Vorlagen zur Annahme zu verhilfen.

In diesem Jahre hat diese planmäßige und überlegene Politik der Regierung Deist-Weber und unserer Fraktion hintereinander drei schöne Erfolge erzielt. In der Stadt Dessau besteht seit über hundert Jahren das Friedrich-Theater, das zugleich den Charakter des Landestheaters hat. Naturgemäß erfordert die außerordentlich hohe stehende Bühne erhebliche Zuschüsse aus öffentlichen Mitteln. Der ansteigende Etat des auf einer starken musikalischen Tradition beruhenden Theaters brachte im letzten Jahre eine so große Erhöhung des Zuschusses mit sich, daß eine Theaterertragsausbrach und die Existenz des Instituts gefährdet erschien. Die sozialdemokratische Fraktion hatte aber, von dem allgemeinen kulturellen Gesichtspunkt abgesehen, ein erhebliches Interesse am Fortbestand des Theaters. Es wäre unzweifelhaft ein Mißerfolg unserer Regierung gewesen, wenn unter ihr das Theater eingegangen wäre; zumal in einer Zeit, in der sich die Zahl der von der Arbeiterschaft durchgeführten Volksvorstellungen von jährlich 28 auf über 80 erhöhte. Es gelang der Minderheitsregierung durch die Energie, mit der sie dem zwiespältigen Landtage gegenüber auftrat, durch die sachliche Begründung der Vorlage und durch die Ausarbeitung eines geschickten Vertrages zwischen Staat und Stadt Dessau, daß das wertvolle Kunstinstitut erhalten bleibt.

Der zweite Erfolg der Regierung Deist und unserer Fraktion war die Annahme des Etats mit den Stimmen der Deutschnationalen gegen die der Volkspartei, Hausbesitzer und Kommunisten. Anhalt hat eine eigene Staatsschule, für die aus einem Etat von rund 37 Millionen Mark 11½ Millionen ausgegeben werden. Daraus ergibt sich schon, daß eine auf die kulturelle Entwicklung der Bevölkerung sehr bedachte Finanzpolitik betrieben wird. Ebenso günstig ist das Bild des Etats nach der sozialen Seite hin; abgesehen von den im Rahmen der gesetzlichen Bestimmungen reichlich dotierten Wohlfahrtsbestrebungen ist, vor allem infolge der vorbildlichen Bodengefährdung, der Wohnungsbau in besonderem gutem Stande. In Anhalt wird das gesamte Einkommen aus der Hauszinssteuer, neben anderen Mitteln, zum Wohnungsbau und zur Förderung eines großzügigen Siedlungsplans verwendet. Dieser Etat, der beinahe Position für Position in wochenlangem parlamentarischen Kampfe heftig umstritten war, ist mit ganz geringen Abänderungen der Regierungsvorlage angenommen worden.

Die dritte Frage, die das kleine Land Anhalt seit mehreren Jahren immer wieder beschäftigt, ist das Schicksal der anhaltischen Salzwerke. Infolge der Eigenart der gewonnenen Produkte (Karnallit) sind die Werke seit langem Zuschußbetriebe. Im letzten Staatshaushalt mußte ein jährlicher Zuschußbetrag von 600 000 Mark bewilligt werden, nur um die Werke vor der Stilllegung zu bewahren und der Befähigung der Weiterbeschäftigung zu ermöglichen. Das ist auf die Dauer natürlich ein unhaltbarer Zustand, und deshalb plante die Staatsregierung seit langem die Anlehnung der Werke an einen größeren, leistungsfähigeren Konzern. Das sollte auf der Grundlage geschehen, daß die Werke zugeteilte Anteile von 34 vom Tausend an einen größeren Konzern überginge, der für diese Verpachtung der Werke eine entsprechende Rente an den anhaltischen Staat zahlen sollte. Selbstverständlich strebte die Regierung von vornherein an, für diese Anlehnung nicht einen Privatkonzern zu finden, um nicht ein Vermögensobjekt von 25 bis 30 Millionen Mark der Privatindustrie zu überreichen, sondern es wurden vom Ministerpräsidenten Deist Verhandlungen mit der Preussischen Bergwerks- und Hütten-A.G. (Preußag) eingeleitet. Der erste Vertragsvorschlag der Preußag mußte indes von der Regierung zurückgezogen werden, weil die Rechtspartei die Verpachtung an den privaten Konzern wünschte und die Kommunisten, die natürlich auch in Anhalt von einem blinden Haß gegen die Sozialdemokratie befallen sind, den Rechtspartei den Hülfsdienst leisteten.

Da sich indessen auch im neuen Geschäftsjahr die Lage der anhaltischen Salzwerke weiter verschlechterte, leitete die Regierung neue Verhandlungen ein, und diesmal hatte sie mit ihrer Vorlage den Erfolg, im Haushaltsauschuss wiederum eine Mehrheit zu gewinnen.

Die stetige Politik, die sachliche Arbeit und die zielbewußte Führung hat Anhalt in den Fragen der inneren Verwaltung, der sozialen Wohlfahrt, der Schulpolitik und der Finanzpolitik zu einem wirklichen Musterlande gemacht. Gerhard Seger.

Das Kreisblättchen.

Wieder einem Heftblatt die amtliche Qualifikation entzogen.

Die republikanische Beschwerdestelle Berlin hat durch mehrfache Vorstellungen bei dem Regierungspräsidenten in Kitzingen erreicht, daß dem „Anzeiger für Harlingerland“ in Wittmund, der das amtliche Kreisblatt für den Kreis Wittmund war, mit Wirkung vom 1. August 1928 die amtliche Qualifikation entzogen worden sind. Dieser Blättchen hat, trotzdem es amtliches Organ war, fertige in wüster Weise republikanische Persönlichkeiten, die preussische Regierung und Mitglieder der Reichsregierung verleumdete und beschimpfte.

Es ist zwar nicht anzunehmen, daß dieses Blatt seine Beschimpfungen jetzt einstellen wird, jedoch werden sie wenigstens nicht mehr mit Hilfe amtlicher Gelder erfolgen.

Die Eröffnung der Piscator-Bühne

Walter Mehring: „Der Kaufmann von Berlin“.

Mehring hat ein ganz einfaches Inflationsstück geschrieben. Er will volkstümlich wirken. Der famose Chansondichter Mehring, der erste, der den Kabarettischen wieder auf die Höhe brachte, sucht immer den volkstümlichen Effekt. Sein historisches Schauspiel aus der deutschen Inflation ist nichts anderes als ein etwas lang geratenes Chanson vom polnischen Kasian, der mit 100 Dollar 1920 nach Berlin kam und dort reich und wieder arm wurde und schließlich in Moabit endete. Dieser Kasian, Kasianer war sein Name in Wirklichkeit, kaufte ganz Berlin. Er verkaufte den Litauern Waffen, die er gar nicht besaß. Er fingierte alle Potsdamer und anderen Paßsche. Jeder anständige Mensch krepierte während dieser Zeit in Geldnot. Nur Kasian schweigte, weil ihm die Staatsbank das Geld nachschmeißt. Und als der Jude Kasian, der Stahlhelmstiebling, zusammenbricht, stürzt sich auf ihn die Pöbelmeute, um die Fangprämie, die auf seinen fetten Leib gesetzt wurde, einzufassieren.

Das ist das Skelett des Stückes. Mehring, der auch einen Pariser Roman geschrieben und sich hierbei ebenfalls an Boulevardromantik übernommen hat, kann die verfluchte Literatur und Moral nicht lassen. Er erinnert sich, indem er diesen Schieber Kasian zum Untergang befördert, daß auch Shylock ein Herz besaß und auch die Balzac-Geizhalse, die zwar römisch-katholisch, doch an Geizgräblichkeit ebenso hart waren wie der Venezianer Jude. So gibt Mehring dem Schieber Kasian eine Tochter, die, genau wie Shylocks Kind Jessica heißt. Sie ist außerdem lungenkrank. Zur Heilung dieses Kindes hat Kasian geschoben und betrogen. Es ist also ein tragischer Vater. Als das kranke Mädchen trotz aller Sorgfalt zu Boden sinkt, ist das Trauerspiel des Geizhalses und Schiebers vollkommen. Allenfalls wird der Fluch des Geldes offenbar und kaum gemildert von dem Dichter, dem die Abgebrühtheit 1929 zumuten wäre. Es ist noch des Militärs zu gedenken, das in dem historischen Schauspiel eine große Rolle spielt. Das Militär rekrutiert sich aus einem verblödeten Büschgeneral und einem halben Dutzend Ehrhardt-Typen. In ihrer Abscheu erregenden Gemeinschaft sollen gezeigt werden die Erzberger- und Rathenau-Kisser, die mit dem jüdischen Schieber gemeinsame Sache machen.

Der Stoff ist volkstümlich, er ist Kino und alles mögliche, was sofort in Auge und Ohr und Verstand eingeht. In sein Volksschauspiel hat Mehring ein paar prächtige Chansons eingestreut. Die Chansons könnten sich ohne das Stück hören lassen, und man würde das Talent dieses geradezu genialen Bänkelsängers bewundern.

Was macht Piscator aus alledem? Etwas großartig Mißlungenes, eine radikale, am Ende von der roten Fahne überwehte Revue, die an vielen Stellen den Zuschauer und Zuhörer zur Lohndröckel aufmuntert. Piscator läßt mit fieberischer Phantasie die Inflation,

den Butschgeist, die Judenmisere und die Feme der Potsdamer wieder aufleben. Mit seiner großartigen Maschinerie, die übrigens sehr kostspielig ist und die dem Theaterbudget und dem durch laufende Räder und laufende Bänder drohenden Schauspielernochden sehr gefährlich wird, bringt er den Szenenwirrwarr in Gang. Man merkt aber allenthalben, daß die Technik wichtiger wird als die Kunst. Das Stück wird durch die Technik meist gar nicht gefördert, es wird nur gestoppt, obwohl sich alles dreht, obwohl alles auf den Kopf gestellt, in den Schnürboden gezogen oder in die Versenkung hineingetrieben wird. Man kann sich denken, daß Mehrings Volksstück auf einer primitiven Bühne gespielt wird. Dann wird es immer noch wirken, weil es ganz gesunde Kostportage bringt. Piscatorisch ausgeführt, mit den stehenden Kinobildern durchmischt, mit den Bühnensystemen, die in mehreren Stadien gezeigt werden, wirkt alles aufgedonnert und beinahe überflüssig. Ständig hört man das Maschinengeratter, auch dann, wenn die Leute auf der Bühne sprechen. Etwas unerhört Märchenhaftes erwartet man. Was denn kommt, ist eben nur ein kleines, ein nicht scharf, sondern grob pointiertes Gerede um Schiebergeschäfte oder es ist ein militärisches Butschtaudermisch, in dem verhandelt wird. Es wird z. B. auf dem Film die Kühlung der Erzberger und Rathenau annonciert. Aber die Politik der politischen Mörder wird kaum charakterisiert, weder knallend pathetisch noch heidend ironisch. Allein die Chansons bleiben, das Lied der jammervollen Juden, das Lied der Straßenkehrer, die den ganzen Papiergeldred und das Stahlhelmsymbol der So'vateska auf den Mistkarren schaufeln. Solche Szenen zünden gewaltig. Unabhängig vom Schauspiel und vom Regisseur behalten sie ihren Wert. Wenn aber eine klägliche Veilche auf den Mistkarren geleist wird, dann verstehen die Zuschauer keinen tragischen Spas mehr. Sie werden vom Brechreiz überwunden und erleichtern sich durch Spektakel.

Schauspielerische Leistungen werden nicht geboten. Paul Paratoff, eine jüdische Weltberühmtheit, spielt den Kasian und er ist nach unserem Geschmack nur ein Darsteller mit allerhöchster Mittel. Er wäre ein schlechter Shylock, er ist auch ein schlechter Inflationsgalzler. Er ist offenbar nur gewohnt Attraktion für ein vorstädtisches Theater zu sein. Die Filmgröße Schünzger spielt schlecht und recht den Drahtzieher der Inflation, der sich an Hafennase und an Hafenkreuz bereichert. Ein halbes Hundert Typen und Chansons ist mit nützlichen, nicht auffallenden Künstlern besetzt. Sie wurden mit unendlicher Mühe eingezogen. Doch die Bewegung, die auf der Bühne herrscht, springt nur deshalb auf den Zuschauerraum über, weil Piscator nun einmal zum Streitobjekt des Parteilagers wurde. Die Freunde beten ihn an, es bespucken ihn die Feinde. Max Hochdorf.

„Es flüstert die Nacht.“

Primus-Palast.

Victor Janzon, als Regisseur ein gründlicher Arbeiter, wendet sich mit seinen Filmen immer in bestimmte Kreise. Einmal spekuliert er auf den amerikanischen Export, ein andermal auf die deutsche Provinz, und diesmal möchte er allen kunstunfähigen Zuschauern etwas geben. So hat sein neuer Film viele Feinheiten, die sich einem heillos vertischelten Publikum nicht sofort erschließen werden.

Das Manuskript von Franz Rauch ist für eine lebensechte Ausgestaltung sehr geeignet. Ein Offizier gerät in einen schweren Seelenkonflikt, da er das verehrte Mädchen als die Frau seines Obersten wiederfindet, der nur Alkohol, Weib und Karten kennt. Ueber seine eigene Frau aber hat er keinen Burichen zum Aufpasser gesetzt. Als die beiden Liebenden sich zu einer Zusammenkunft von einem Ball heimlich fortstellen, beobachtet der Buriche sie und will zum Erpresser an der Frau werden. Rein biß vor Uebermut und Selbstbewußtsein, ergibt er sich dem Alkohol, jängt erst mit seinen Kameraden und dann mit dem jungen Offizier Handel an. Der Buriche greift zum Weller, der Offizier zum Revolver und der Zufall läßt den Offizier zum Totschläger werden. Natürlich wird der Rittmeister freigesprochen, und da der Film ein gutes Ende haben muß, bekommt der treu Liebende die angebetete Frau. Der gute Schluß ist überbetont.

Hans Stüwe, der eine sehr gute Figur hat und ein äußerst filmgeeigneter Darsteller ist, spielt den Rittmeister wunderbar fein überlegt. Nie betont er den Offizier, nie ist er ein renommierender Uniformträger, stets ist er ein Mensch. Darum ist es auch begreiflich, daß die Liebe bei ihm nicht Episode, sondern Schicksal ist. Die schöne Lu Dago verläßt als seine Partnerin Harry Hardi gefällt als Freund, während bei Harlan den Burichen derart brutal anlegt, daß er mühsam nicht in den Rhythmus der durchweg feinsinnigen Schauspielkunst paßt. Die Landschaftsbilder machen Naturfreunden helle Freude. e. b.

„Buster, der Filmreporter.“

Gloria-Palast.

Man kennt ihn zur Genüge, diesen Hans im Unglück, diesen neuen Schlemihl mit dem melancholischen Blick und der angeborenen Tapferteil. Was er anfacht, mißlingt und wo er hingarüt, richtet er Verwirrung und Unheil an. Buster Keaton spielt immer dieselbe Rolle, nein: er prägt immer dieselbe Gestalt aus, und es scheint den Amerikanern, denen der Erfolg und die Smartness alles ist, dieses Gegenstück zu ihnen besonders zu gefallen. In immer neuen Situationen, in einem wahren Filmwirbel wird uns der Unglücksdämon vorgeführt. Die tollsten Kapriolen werden geschossen. Buster als Filmreporter — schon die Ankündigung macht lachen; aber das Unmögliche wird wahr. Wie er schließlich mit Hilfe eines jungen Mädchens (von Marceline Day sehr sympathisch dargestellt), die in keine Hilflosigkeit verliert ist, aus dem Schlammseil herauskommt, ihr das Leben rettet und so ganz aus Zufall den großen Erfolg erntet — das alles ist ein Märchen von heutzutage. Für das Temp: ist geforgt, und die uns weniger sympathische große Keilerei und Schiebererei — diesmal im Chinesendialekt — verleiht die vorge-schriebene Sensation. Aber in all dem filmisch erstellten Durcheinander steht unentwegt Buster, der Unerklärliche. r.

In der Volksbühne wird als nächste Aufführung Bedenke „Fräulein Erwin“ in der Inszenierung von Konrad Wolf in Szene gehen. Die Bühnenbilder werden von Caspar Reher entworfen.

Gedenke für den Chemiker Kefau. Aus Anlaß des 100. Geburtstages des berühmten Chemikers August Kefauß von Stradonitz fand in der Bonner Universität am Freitag ein Festakt statt. Kefauß war annähernd 80 Jahre an der Bonner Universität als Lehrer und Forscher tätig.

„Zyankali“ im Lessing-Theater.

Friedrich Wolf hat ein Tendenzstück geschrieben. Er kämpft gegen die Anwendung des Strafgesetzbuchparagrafen 218 (Zuchthausstrafe für Abtreibung der Leibesfrucht). Wer das namenlose Glied kennt, das durch diesen ungeliebten Paragrafen allein in Deutschland jährlich 800 000 Mütter trifft, der läßt mit diesem jungen Akt.

„Zyankali“ ist eine Premiere der Wahrheit. Wir gingen mit, wir waren gleich verschwallert mit diesen Menschen, die uns drüben auf den Brettern ein Stück Leben vorführten. Schweres Leben. Es kam einem der Gedanke, ein großer Filmoperateur sei heimlich über der Stadt gestanden, mit einem Objekt, das keine Hindernisse wie Hausdächer und Wände kennt, und hätte Teile aus diesem zuckenden, zueinander wogenden, tausendfüßigen Leben gekurbelt.

Ein junges frisches Mädel ist da, hete, sie liebt ihren Paul, den Heizer drüben aus dem Werk. Heiraten? Nicht doch! Wo denkst du hin, Mensch! Heiraten ohne Pinte? Aber sie lieben sich, die beiden. Und so kommt es wie immer.

Das alles geschieht in einem Arbeiterhaus, einem Bienenstock mit überfüllten Räumen, in denen gerade noch die Sorge Platz hat. Hinter diesem Haus steht drohend der Schatten der Fabrik, das Gependen der Absperrung, der Hunger. Sie ist was besseres, die Heie, sie kann die Absperrung nicht so stark treffen. Mutter Fern (Hete Mutter), hat ein paar Kostgänger, Paul ist einer von ihnen. Dann Rago, der Metallarbeiter, und der Zeitungverläufer Rudak. Unmerklich bereitet sich die Katastrophe vor. Es sind Kinder, große, vom Leben verprügelte Kinder. Sie alle sind und bleiben menschlich mit ihren Schwächen und Vorzügen. Sie reden ihre einfache Frauensprache, die nicht immer nach Rosen duftet. Aber wir lieben sie. Es sind Menschen aus unserer Mitte.

Rene Doro wa, wohlbekannt aus „Kavotte im Erziehungsheim“, spielt hete, die Tochter, die Geliebte. Wahrheit, selbst ohne das Pathos des Unparteilichen. Man erlebt mit ihr alle Qualen der werdenden geheimen Mutterchaft, alle Zweifel und Kämpfe um das Unmenschliche einer Tot, der sie einzigentreibt, hilflos, gefesselt von Konvention, Enge und Gesetz. Gerhard Bieners Heizer Paul, ein Kerl mit gesundem Kopf, wird durch das Unglück ein Instrument der Wahrheit. Eine aus den Angeln gehobene Tür, die kreischt und polstert zu Boden splittert... Ludwig Koch als Hausverwalter Brodnik, ein Getreter, der zum Treten anderer bestimmt ist. Tierisch, dumpf, von einem leisen Schimmer Menschens umstrahlt. Da ist ein fast Unbekannter, Reinhold Berndt (Zeitungverläufer Rudak), der hopfnahste Raune verbreitet. Ein Tragikomiker.

Es ist Hans Hinrichs erste Inszenierung in Berlin. Er verdient Lob. Das Publikum spendete den Schauspielern und dem anwesenden Autor begeisterten Beifall. A. von Sacher-Masoch.

Rehre zurück! Alles vergeben!“

Marmorhaus.

Das kleine Sporinmädel geht dem kommerziellen Papa nach, weil es einen zu die geratenen Veiter aus Holland heiraten soll. Die Situationen, in die die junge Dame bei ihrer Flucht gerät, sind aus Film- und Bühnenschwänken bekannt, sie gehören zum unveräußerlichen Inventar dieser Gattung, aber sie sind so nett gruppiert und so frisch auf hochglanz gebügelt, daß der Zuschauer tatsächlich ungetrübt Vergnügen empfindet. Der Regisseur Erich Schönfelder liefert gute Arbeit und sucht allen Dingen die komische Seite abzugewinnen. Die Hauptrolle spielt Dina Gralla, eine der wenigen Schauspielerinnen im deutschen Film, die ohne sentimentale Anwandlung lustig sein können und eine Freude an der Grateske zeigen, die an Amerika erinnert. Kein Film, der in irgendeiner Beziehung überragend ist, keine Spitzenleistung, aber eine befriedigende Durchschnittsleistung. — 4.

Die Marne-Schlacht

Die Unheiltage: 6.-10. September 1914

Während die „nationale“ Opposition die zehn- oder fünfzehnjährige Wiederverkehr irgendeines Schlachtortes mit lautem Getöse zu feiern pflegt, ist sie in der zweiten Septemberwoche, der blutigen Woche der Marne-Schlacht, meist sehr still — und läßt die Daten des größten, entscheidenden Ringens im großen „Stahlbad“ lang- und kluglos vorübergehen, weil sie weiß, daß für die deutsche Führung in jenen Tagen herzlich wenig Lorbeeren herauszuholen sind.

Die Schlacht.

Die Schlacht an der Marne, die am 6. September durch den Vorstoß des Generals Gallieni in die Flanke des deutschen Heeres aus Paris begann und am 10. September durch den Rückzug der deutschen Armeen von der Marne hinter die Aisne ihr Ende nahm, ist vom deutschen Heideher verloren worden, weil die Führung ihrer operativen Aufgabe nicht gemessen war.

Das deutsche Weltheer rannete sich, entsprechend seinem Aufmarschplan, der die Erdkrümmung des Gegners durch den starken Nordflügel vorzog, in den ersten Septembertagen zwischen den Festungen Verdun und Paris fest. Eine weitere Umfassung war durch die Festung Paris unmöglich gemacht und der Befehl zum operativen Durchbruch konnte in den Köpfen der Obersten Heeresleitung und der Armeeführer nicht reifen, weil man im deutschen Generalstab nur eine Operation, die Umfassung, geteilt ließ. Trotzdem die Oberste Heeresleitung weit rückwärts in Luxemburg saß, und keinerlei Einfluß auf die Armeeführer ausübte, bahnte sich von selbst durch die unüberwindliche Stoßkraft der Truppe der Sieg an. Die zweite und dritte Armee rannete in der Mitte der Front die Franzosen über den Haufen und warf sie gegen die Seine zurück. Am rechten deutschen Flügel, bei der ersten Armee, aber gelang es, die „Armee von Paris“ neuerdings zu umfassen und zurückzuwerfen. Dadurch entstand allerdings eine Lücke zwischen der ersten und zweiten deutschen Armee. Hier stieß der Engländer vor. Dollschroff starre der Führer der zweiten Armee, der über den rechten deutschen Heeresflügel zu befehlen hatte, auf dieses Loch, in dem Augenblick, in dem ein Bevollmächtigter der Obersten Heeresleitung, der Oberstleutnant Hentich, die letzte Entscheidung gab. Da die oberste Führung nicht zur Stelle war, da die deutschen Armeeführer nicht um „Heereslücken“ zu denken verstanden und unfähig waren, aus einer operativen Umfassung von selbst einen operativen Durchbruch anzubahnen — verlor man die Schlacht, trotzdem die Truppe siegreich war. Man hatte nicht operieren gelernt.

Moltke und Falkenhayn.

Das deutsche Generalstabswerk, das im Reichsarchiv unter dem Titel „Der Weltkrieg 1914-18“ (Verlag Mittler u. Sohn, Berlin) erscheint, nimmt sich erfreulicherweise bei der Beurteilung der damaligen Führerfunden kein Blatt vor den Mund. Der eigentliche zünftige Generalstab, d. h. die kleine Gruppe höchstqualifizierter Offiziere der Operationsabteilung des alten Heeres, geht mit den verantwortlichen Männern jener Zeit, vor allem mit Moltke und Falkenhayn, scharf ins Gericht. Verantwortlich für deren Ermennung ist bekanntlich niemand anders wie der Kaiser selbst.

General von Moltke, der Führer zur Marne-Schlacht wird vom Reichsarchiv völlig abqualifiziert. Es heißt dort (IV. Band, Seite 538):

„Gerade in den Jahren, in denen der reisende Mann lernen muß . . . in denen die feindlichen Kräfte in Kampf und Arbeit gestellt werden sollen . . . war der jugendliche Generalstabsoffizier als persönlicher Adjutant . . . ohne ernste Berufspflichten und ohne große Verantwortung . . . Als er schließlich in die wichtigste Stellung der deutschen Armee berufen wurde, da waren ihm manche starken und gesunden Anlagen erstirbt.“

Das heißt doch wohl nichts anderes als: Der Kaiser hat einen völligen Ignoranten und höfischen Außenstehler mit der Führung seines Heeres betraut!

Auch General von Falkenhayn, der die Marne-Schlacht zu liquidieren hatte, wird vom Reichsarchiv als oberster militärischer Führer rundweg abgelehnt. Im loben erschienenen V. Band des Kriegswerkes „Der Herbstfeldzug 1914“ wird nämlich rundweg erklärt: Generalleutnant von Falkenhayn gehörte nicht zu dem Kreis jener Generalstabsoffiziere, die eine besonders vertiefte operative Ausbildung erfahren hatten. Er konnte ebenso wenig als Vertreter der in strenger Schule strategisch durchgebildeten höheren Generalstabsoffiziere gelten, wie sein Vorgänger Generaloberst von Moltke. General von Falkenhayn hat diesen Mangel gelegentlich wohl auch selbst empfunden und sich als „Autodidakt!“ bezeichnet.“

Damit ist dem System der kaiserlichen Kriegsmaschinerie, das zwei höfische Adjutanten an die wichtigste Stellung des deutschen Heideher brachte, das Urteil gesprochen. Es kann sich niemand, der dem Kaiser eine derartige Funktion zuerkennt, darüber beklagen, wenn der deutsche „Soldatenkaiser“ damit seine wichtigste Schlacht verloren hat.

Totfischeigen der Marne-Schlacht.

General von Falkenhayn hat sich übrigens dagegen gemehrt, das operative Erbe seines Vorgängers vor der Öffentlichkeit zu übernehmen. Im V. Band des Reichsarchivs heißt es auf Seite 8:

„Von Anfang an hatte General von Falkenhayn die Absicht, die deutsche Öffentlichkeit über die wahren Vorgänge in der Marne-Schlacht in rückhaltloser Weise aufzuklären. Am 28. September sandte er an das Auswärtige Amt einen Bericht, in dem er nach einer Darlegung der militärischen Operationen den Rückzug an der Marne und die Ungünstigkeit der Lage auf dem westlichen Kriegsschauplatz freimütig zugab. Auf die Vorstellungen des Auswärtigen Amtes verhinderte der Reichsanzler die Veröffentlichung des Berichtes des Generalstabes. So kam es, daß der deutschen Öffentlichkeit die große Bedeutung der Marne-Schlacht lange Zeit verborgen geblieben sind.“

In diesem Totfischeigen mißlicher Schlachtherichte lag übrigens System. Während man in England und in Frankreich

ganz gern schwarz in schwarz malte, war die deutsche Kriegsberichterstattung von Anfang bis zu Ende von kleinlicher Gängelerei und beherrschender Stimmungsmache beherrscht. Selbst der Generalstabsoffizier wurde „zensuriert“, wenn er über die wichtigste Schlacht des Krieges die Wahrheit zu sagen wagte.

Wettlauf zum Meer.

Nach dem Rückzug der fünf deutschen Armeen von der Marne zur Aisne begann dann der berühmte Wettlauf des deutschen und englisch-französischen Nordflügels zum Meer. Das Reichsarchiv macht es dem General von Falkenhayn zum Vorwurf, daß er es nicht verstand, aus dem Zurücknehmen der deutschen Front von der Marne eine Schlachtentscheidung in Nordfrankreich anzubahnen. Es ist der Meinung, Falkenhayn hätte die Beweglichkeit der an der Marne erstarrenden Front durch kühne Rückzüge und Bildung neuer Flügelstaffeln etwa in der Gegend von Valenciennes



erhalten und durch Stöße tief in den Rücken der englisch-französischen Front etwa in der Gegend von Amiens an der unteren Somme die Schlachtentscheidung herbeiführen sollen. Ein derartiger Vorschlag wurde dem neuen Generalstabsoffizier vom bisherigen Leiter des deutschen Nordflügels General von Bülow gemacht: „General von Falkenhayn traf vorerst keine Entscheidung. Er erklärte, die Genehmigung des Kaisers herbeiführen zu müssen . . .“

Es geschah aber nichts. Die Front an der Aisne blieb erstarren. Ein kühner Rückzug an die belgische Grenze wurde nicht gemacht und so mühte sich der deutsche Nordflügel von Woche zu Woche vergeblich um die Umfassung der feindlichen Heeresflanke ab, bis die Front bei Oesende am Kanal ein Ende fand. Kriegerische Opfer wurden in vergeblichen Angriffen vor allem von den jungen Reserve-regimentern und Kriegsfreiwilligenformationen verlangt. Das Ergebnis war strategisch aber gleich Null.

Ueber die völlige Verständnislosigkeit der Obersten Heeresleitung, für den wahren Zustand der Truppe wird bittere Klage geführt. „Es war verhängnisvoll, daß die obere Führung — den wahren Zustand der Truppe nicht rechtzeitig erkannte; sie trieb diese fortgesetzt zu neuen Angriffen vor und forderte von ihr Leistungen, die sie — unmöglich erfüllen konnte.“

An einer anderen Stelle heißt es: „Dies zeigt, wie wenig

die Erfahrungen der vorangegangenen Kämpfe bis zur Obersten Heeresleitung zurückgedrungen waren . . .“

Ein erfahrener Chef des Generalstabes aber bricht im Reichsarchiv in die zornigen Worte aus: „Was die Truppe brauchte, war Ruhe, Auffüllung der stark gelichteten Linien, reichliche Munition und — Vertrauen zur oberen Führung. Von alledem erhielt sie — nichts.“

Deutscher kann man das Verlagen jener beiden vom Kaiser berufenen obersten Heerführer in und nach der Marne-Schlacht nicht zum Ausdruck bringen.

Der „Rindermord“.

General von Falkenhayn ist der vor allem Verantwortliche für den norddeutschen Einbruch der kriegsunerfahrenen Freiwilligen um Ypern, den sogenannten „Rindermord“. Das Reichsarchiv macht ihm den Vorwurf, daß er die neu aufgestellten jungen Verbände nicht rechtzeitig in ruhige Fronten geschoben und dafür kampferprobte Armeekorps am Entscheidungspunkt verammelt hätte. Es stellt sich damit in eine Linie zu dem englischen Kriegsminister Churchill, der auf Anforderung neu aufgestellter englischer Verbände erklärte, die jungen Freiwilligen seien nicht zum Abschlagen, sondern zum Kampf da. Es heißt im V. Band des Reichsarchivs: „Zudem lastete schwer das bedrückende Gefühl auf General von Falkenhayn, nicht nur den Rückschlag an der Marne zu einem schweren operativen Mißerfolg erweitert, sondern zugleich die jungen Kräfte — vor Erlangung der Kampftüchtigkeit vor eine unlösbare Aufgabe gestellt und erfolglos verbraucht zu haben.“

Im übrigen stellt sich das Reichsarchiv auf den Standpunkt, daß mit der Erstarrung der deutschen Front nach der Marne-Schlacht und dem Wettlauf zum Meer der Krieg strategisch verloren war: „So drohte der Zweifrontenkrieg in eine Kriegsführung auszuarten, die nach Schlieffen'scher Auffassung auf die Dauer zur gänzlichen Aufreißung des deutschen Heeres führen konnte. Das bedeutete über kurz oder lang Niederlage und Untergang.“

Das Reichsarchiv sagt also bereits in der strategischen Kritik der Marne-Schlacht das bittere Ende voraus! Für den Dolchstoß scheint ja dann nicht mehr viel Raum zu sein.

Ruhe an die Reichswehr.

Der General der Inf. von Ruß, Ane der größten Autoritäten des alten Generalstabes und ehemaliger Generalstabsoffizier der deutschen Heeresarmee hat am 16. November 1922 einen Vortrag im Reichswehrministerium gehalten, den er mit folgenden Worten schließt: „Wir sind 1914 mit der besten und glänzendsten Truppe ins Feld gezogen, die es je gegeben hat und haben doch den Marnefeldzug und vielleicht dadurch den ganzen Krieg verloren, nur weil die oberste Führung versagt hat. Einmal sechs bis sieben Köpfe haben das ganze Unglück verschuldet. Es ist unsere eigene Schuld, wenn nicht die richtigen Männer an der richtigen Stelle gestanden haben. Dieses Erkenntnis ist nötig, wenn wir aus den Tatsachen lernen wollen.“

Was wir daraus lernen können ist in zwei Sätzen gesagt:

Ein Militärjaat, dessen „Soldatenkaiser“ sich seinen Generalstabsoffizier mit den Worten wählt: „Ich was — das bisherige Friedensausübung machen sie schon, und im Krieg wurde ich meinen Generalstabsoffizier“, verdient es nicht besser, als daß er in der größten Schlacht geschlagen wird. Unmäßig hat sich diese Binsenmährheit offensichtlich auch bei den alten Militärs und der einseitigen Umgebung des Kaisers durchgesetzt. Herm. Schützinger.

Der Aufstand der Effendis

Die Ursache der Palästina-Schlechterereien

Der folgende Bericht eines jüdischen Gelehrten, der nun in Palästina lebt und dem sein langes und schweres Leben in Mitteleuropa den sozialen Blick geschärft hat, zeigt auch, für wen sich neben junkerlichen Deutschnationalen — die Kommunisten einsehen!

I. A.—y. Jerusalem, Ende August. (Eigenbericht.)

El Barak — der Bliq — heißen die Kraber der Mauerrest, an dem die Juden als letztem Rest des Tempels Salomonis beten und an dem — nach dem Rosenglauben — der Prophet Mohammed sein weißes Feuerpferd „El Barak“ angebunden hat, ehe er darauf sein Himmel ritt. Wochenfesttag der Moslem ist der Freitag. Da er zu Ende dämmert, jubeln und toseln sie, während zur gleichen Stunde der Judenfesttag beginnt. Sie stört der Jubel der Kraber in ihrem Gebet, während die Kraber sich als rechtmäßige Besitzer des Grundstücks betrachten und den Juden, die den ganzen Sonnabend dort beten, die Aufstellung einer Sitzgelegenheit verweigern.

Vor dem Weltkrieg bestand die Bevölkerung Palästinas überwiegend aus zwei Kasten: den Effendis und den Fellachen (Bauern). Die ersteren besaßen etwa 90 Proz. des gesamten Bodens. Sie ließen ihn durch die Fellachen bearbeiten, die die Hälfte der Ernte dem Eigentümer abführen mußten.

In Wirklichkeit waren die Fellachen nichts mehr als Leibeigene.

Von einer Bodenverbesserung konnte keine Rede sein, die Bearbeitungsmethode glich der von Jahrhunderten zuvor, der arbeitende Fellach erhielt somit, daß es kaum für eine Biach (auf Röhren gedruckenes Plättchen) und rohen Kohl genügte, aber der Grundherr konnte auf der faulen Haut liegen oder im Kaffeehaus die Kargität schmauchen.

Nach dem Kriege begann die starke Einwanderung von Juden; sie zahlten dem Effendi für den Boden Preise, die er nie auch nur zu träumen gemogt hätte. Die Effendis schmelzen in Wonne, während die Fellachen als Entschädigung für den Verlust eines Teiles ihrer Arbeit bar entschädigt wurden, wofür sie dem Grundherrn Boden abkauften. Der anpassungsfähige Fellach lernte bald vom Juden moderne Arbeitsmethoden, der Boden gab immer größeren

Ertrag, aber angesichts der starken Immigration stiegen die Preise der Bodenprodukte. Der arabische Arbeiter lernte von seinem jüdischen Genossen aber auch, nicht mehr als bloßes Ausbeutungsobjekt zu dienen. So kam es, daß das Arabervolk, dessen Leben zuvor von dem eines Hundes sich nicht viel unterschied, allmählich sich an besseres Leben gewöhnte und heute bereits Bata-Schuhe, Socken und Gummistruempfbänder trägt, auch als Mensch behandelt werden will. Den Kürzeren zog dabei der Effendi. Das schöne Geld, das er für einen Teil seines Grundbesitzes erhalten, wurde von den jungen Herren (Junker haben überall dasselbe Gesicht) mit Weibern und im Kartenspiel verjagt.

Der Fellach will nicht mehr Frondienst leisten, somit wirft der reißliche Herrenboden keinen Ertrag mehr ab,

selbst ihre Häuser in den Städten verlor den bedeutend an Wert, denn die Juden erbauten moderne Häuser und niemand findet Vergnügen daran, die alten, von schädlichen Mikroben durchdrungenen Häuser zu benutzen. Man möchte gern sette Bränden an Zerstören bekommen, aber man hat nichts rechtes gelernt und die „Engliji“ (Engländer) geben auf die schönen Titel und die vielen adligen Vorfahren nichts. Der Ruf nach Autonomie, d. h. nach Wintern mit gutem Gehalt und fettem Batschisch wurde immer lauter, doch der Engländer antwortete, das Mandat gestotte mit Rücksicht auf das bestimmungsgemäß zu schaffende Nationalheim der Juden nicht, die Verwaltung vorher aus der Hand zu geben. Dies alles und der Wunsch, alle die durch jüdische Arbeit geschaffenen schönen Güter zu bekommen, erregte das Bestreben, die Juden um jeden Preis zu entfernen. Da aber die Herren zu schwach sind, um dies mit Gewalt durchzuführen und der Fellach der Wohlthaten des Adels noch zu sehr eingedenk ist, um ihm zu folgen, mußte man sich gedulden, bis eine günstige Stunde geschlagen.

Wenn vor politischen, ökonomischen und dergleichen Lösungen den Fellachen sein gelunder Instinkt schüßt — in Glaubensfragen läßt er ihn im Stich. Nur noch „Allah“ konnte helfen.

Endlich kam die Stunde durch — El Barak!

Neue Wege des Metallschutzes.

Die außerordentliche Bedeutung, die dem Metallschutz zukommt, verleiht sich ohne weiteres von selbst, wenn man feststellt, daß der Rost in jeder Art jährlich an Eisenmetall z. B. allein für etwa 1,5 Milliarden zerstört, die der Volkswirtschaft endgültig verloren gehen. Man hat daher schon lange versucht, durch schützende Ueberzüge diesen Metallverlust (-verschleiß) wenn nicht ganz zu unterbinden, so doch bis auf ein Mindestmaß zu senken.

Man hat jedoch in neuester Zeit auf Grund eingehender Metallforschungen Wege gefunden, die es zulassen, wertvolle Metalle gegen die korrodierenden Einflüsse verschiedenster Art wirksam zu schützen. Neben Schutzanstrichen verwendet man in neuester Zeit eine Methode, die Metalle durch Ueberziehen mit einer dünnen Schicht eines besonderen widerstandsfähigen Metalls vor Korrosion zu schützen. Eine ganze Reihe von Verfahren stehen hier zur Verfügung. Durch Ueberziehen mit Platin-, Silber- und Goldschichten erzielt man natürlicherweise einen vorzüglichen Schutz eines unedleren Metalles; jedoch ist diese Methode nur in beschränktem Maße anwendungsfähig infolge des überhöhen Preises des zur Verwendung kommenden Edelmetalles. Kupfer und Nickel dienen gleichfalls zum Metallschutz, und zeitweise hat man auch den dem Nickel verwandten Kobalt zu diesem Zweck herangezogen. Weiterhin haben vornehmlich in der Konservendindustrie Zinn sowie Blei und Zink seit langem als Metallschutz Verwendung gefunden. Neuerdings kommen neben den eben allgmein geschützten bekannten Schutzverfahren zwei neue, nämlich das Aufbringen einer Schutzschicht aus Chrom und der Schutz von Metallen durch Ueberziehen mit einer dünnen Schicht aus Cadmium zur Anwendung. Man hat sich lange bemüht, Methoden zu finden, die es gestatten, aus Chromsäurelösung auf elektrolytischem Wege Chrom in dünner Schicht auf zu schützende Metalle niederzuschlagen und sind die intensiven Bemühungen von Erfolg gewesen. Es ist heute möglich, durch Verchromung einen ganz vorzüglichen Metallschutz zu erzielen. Eine noch neuere Methode des Metallschutzes ist der Metallüberzug mit einer dünnen Cadmiumschicht. Vermittels dieser Ueberzugsschicht erzielt man ein sehr gefälliges und ansprechendes Aussehen des geschützten Stückes. Diese neuen Ueberzugsmetalle u. a. stellen fraglos einen beachtenswerten Fortschritt auf dem Gebiete des Metallschutzes wie der Materialveredlung dar.

Das Parcerverfahren.

Unter der „Parcerisierung“ versteht man ein rein chemisches Verfahren zum Schutz von Metall gegen Korrosion, das darin besteht, daß die zu behandelnden Stücke in ein sehr heißes Bad getaucht werden, das metallische Komplexsalze enthält. Es handelt sich bei diesen Salzen um phosphorsaure Eisenmangan-komplexe, die unter dem Namen „Parcepowder“ in den Vereinigten Staaten gehandelt werden. Bei nicht genügender Reinheit der Metallstücke ist eine Beize, bevor sie ins Bad kommen, erforderlich. Die Temperatur des Parcerbades wird etwas unterhalb des Siedepunktes gehalten. Es findet nur ein einfaches Eintauchen der Metallstücke und keine Elektrolyse statt. Die Aufnahmebehälter für Bad und Stücke sind Stahlbleche, die durch indirekten Dampf erwärmt werden. Die Behandlungsdauer schwankt je nach Art des Stückes zwischen 1 und 1½ Stunden.

Die chemische Wirkung des Bades auf das Metall ist ziemlich verwickelt. Auf der Oberfläche des Stückes bildet sich eine leitfähige und widerstandsfähige Schutzschicht komplexer Phosphate, die in Wasser unlöslich ist und auch den atmosphärischen Einflüssen erheblich widersteht. Man hat die Möglichkeit, die behandelten Stücke nachher noch besonders aufzufärben, indem man sie entweder in ein neues Bad bringt oder ihnen vermittels Anstrich oder Lackierung den gewünschten Farbton gibt. Die Einrichtung für die industrielle Anwendung des Parcerverfahrens ist einfacher Natur und besteht aus den Beizbehältern, dem Becken zur Aufnahme des Bades, den etwaigen Farbbehältern wie einer Spül- und Trocknungsanlage.

Wenn man die Ergebnisse des Parcerverfahrens mit anderen gleichartigen bekannten Schutzverfahren vergleicht, kann man sagen, daß der Parcerüberzug wie die Feuer- und die elektrolytische Verzinkung hält, daß er der Verzinkung etwas, der Vernickelung sehr überlegen ist; des weiteren verhält sich der Parcerüberzug viel vortheilhafter als die Mennige, hauptsächlich in Seewasser, Ammoniak, saurenhaltigem Wasser, Wasserdampf und den Säuren. Das Parcerverfahren erweist sich auch der Sherardisierung (ein nach dem amerikanischen Erfinder Sherard genanntes Eisenverzinkungsverfahren) als überlegen.

Unser hier besprochenes Verfahren kann sowohl bei Gußeisen wie bei Stahl im Guß, gewaltem oder geschmiedetem Zustand angewandt werden. Die Verwendungsmöglichkeiten sind natürlicherweise zahlreich, so z. B. in der Eisenbahntechnik, der Präzisionsmechanik, Kraftwagen (z. B. Dodge-Wagen), dem Flugwesen und vielem anderen mehr. So ist man auch vermittels dieses Verfahrens in der Lage, teure Metalle wie Kupfer und Zinn wie deren Legierungen durch parcerisierten Stahl zu ersetzen.

Verchromung.

Trotz der hervorragenden Eigenschaften des metallischen Chroms zögerte die Industrie verhältnismäßig lange, Ueberzüge von Chrom als Korrosionsschutz auf technische wie Gebrauchsartikel anzuwenden. Weiß man doch, daß das Chrom (Cr) zu jenen merkwürdigen Metallen gehört, welche den sogenannten „passiven Zustand“ annehmen können, indem sie in ihrem Verhalten den Edelmetallen ähneln, und daß das Chrom vornehmlich unter den meisten chemischen Bedingungen diesen „passiven Zustand“ einnimmt, daß so das Chrom gewissermaßen die Rolle eines Erzhales von Gold oder Platin spielt. Bei dem Charakter des Chroms als Ueberzugsmetall ist es natürlich von großer Wichtigkeit, daß die Ueberzüge tatsächlich lücken- und porrenfrei ausfallen, denn der Grad des Korrosionsschutzes der Deckschichten hängt von ihrer Dichtigkeit und ihrer Haftfestigkeit ab. Hier ist es die Methode der Elektrochromatographie m. B. H., die nach einem sicher arbeitenden galvanotechnischen Ver-

fahren Chrommetallüberzüge herstellt, die sämtlichen Anforderungen Genüge leisten. Das metallische Chrom, das sich elektrolytisch aus diesen Verchromungsabädern in polierfähiger Form abscheiden läßt, zeichnet sich durch seine platinähnliche Farbe und besonders durch große Haftfestigkeit aus, so daß bereits verhältnismäßig dünne Niederschläge von Chrom genügen gegenüber von Niederschlägen, wie sie z. B. in der Vernickelung angewendet werden, damit die überzogenen Gegenstände eine lange Haltbarkeit aufweisen. Man unterscheidet zwei Abscheidungsformen von Chrom, und zwar eine glänzende und eine matte Form, so daß im ersteren Falle auf polierten Gegenständen direkt hochglänzende Chromüberzüge hergestellt werden können. Das metallische Chrom, das nach diesem galvanotechnischen Verfahren abgeschieden wird, besitzt eine derartige Härte, daß es bei intensiver Beanspruchung nicht abgenutzt werden kann. Eine besondere Eigenschaft des Chroms ist der hohe Schmelzpunkt. Er liegt fast doppelt so hoch wie der des Nickels. Diese Eigenschaft sowie die große Härte und Haftfestigkeit der Ueberzüge bietet eine außerordentliche Fülle von Verwendungs-

möglichkeiten. Ueberall dort, wo es auf große Hitzebeständigkeit ankommt, d. h. wo die betreffenden verchromten Metallteile mit direktem Feuer in Berührung kommen, wird die Verchromung mit besonderem Vorteil angewendet werden können.

Die große Härte gewährleistet große Sicherheit gegen Abnutzung. Da Chrom von der Luft in keiner Weise angegriffen wird und unempfindlich gegen Alkalien, gegen die meisten Säuren und Salze ist, so eignet es sich auch zur Bekleidung von Gefäßen, Rohren und Armaturen. Seine Kostbarkeit und Beständigkeit gegen Feuchtigkeit, Luft usw. bietet ein weiteres Anwendungsgebiet für die Herstellung chirurgischer und zahnärztlicher Instrumente wie Bestecke aller Art. Die Anlagelosten für den Verchromungsbetrieb liegen nicht höher wie die für die Vernickelungsarbeiten, wohl gemerkt mit dem unterschiedlichen Vorteil für Chrom, das man hier mit einer Platingebauer von 10 bis 20 Minuten Niederschläge von Chrom in einer Stärke erhält, wie man sie bei Nickel nur mit einer wesentlich höheren Zeitdauer (dementsprechend auch finanziellem Aufwand) erzielen kann. M. M.

Automatischer Richtungsanzeiger für Flugzeuge und Schiffe

Man hat schon oft versucht, Flugzeugen die Orientierung im Nebel und bei Nacht durch eine Vorrichtung zu erleichtern, die nur beim Antritt des Fluges eingestellt zu werden braucht und dem Piloten dann während der ganzen Flugdauer ein zuverlässiger Führer bleibt. So wollte z. B. der noch vor Ablauf seiner Arbeiten dahingerafft Franz Drexler mit einer dreifachen Kreiselvorrichtung selbsttätige Steuerung in allen Richtungen erzielen, und andere Erfinder erstreben, allerdings noch ohne endgültigen Erfolg, ähnliche Ziele.

Vor einigen Tagen hat mir William Dublier, der Erfinder der bekannten Kondensatoren, einen auf funktentechnischer Grundlage beruhenden Apparat vorgeführt, der das Problem in wirklich einwandfreier Form lösen dürfte. Die nach den Patenten des Piloten W. S. Caton in der Dublierischen Fabrik zu New York konstruierte Vorrichtung wird gegenwärtig von der amerikanischen Regierung gründlichen Versuchen unterzogen. Auch die englische Regierung will sie bei der Marine einführen.

Der Catonsche Apparat ist so einfach, daß er sich ohne nennenswerte Kosten an jedem Flugzeug anbringen läßt; er funktioniert ähnlich wie ein Kompaß, weist aber nicht nach Norden, sondern nach jeder Richtung, auf die er einmal eingestellt worden ist. Will man z. B. von Berlin nach Hamburg fliegen, so braucht man den Zeiger des Instruments nur in der Richtung nach Hamburg einzustellen; der Zeiger behält dann die einmal eingestellte Richtung — unabhängig von den Bewegungen des Flugzeuges — unverändert bei, so daß der Pilot unterwegs von jeder Beobachtung des Geländes unabhängig ist. Ein als Höhenmesser ausgebildetes ähnliches Instrument gibt überdies dem Piloten jederzeit die augenblickliche Höhe seines Flugzeuges über dem Erdboden an und verhindert auf diese Weise jeden Aufprall auf das Gelände. Ob die Luft windstill oder stürmisch ist, spielt für die Zuverlässigkeit der Ablesungen nicht die mindeste Rolle. Hierzu kommt, daß sich durch einen ähnlichen Zeiger auch im dichtesten Nebel sichere Landung ermöglichen läßt; zu diesem

Zweck sind in der Längsrichtung des Flugflügels Drähte verlegt, die drahtlose Signale aussenden. Die Apparate arbeiten im Anschluß an die üblichen Flugzeugstationen.

Die Konstruktion wird zunächst noch geheimgehalten; nur soviel soll gesagt sein, daß die Kompaßrose eine Reihe strahlenförmiger Spulen hat, die durch ein System von Antennenrahmen in der jeweils gewünschten Richtung eingestellt werden. Die Luftfahrt wird auf diese Weise von einem guten Teil der bisher immer noch bestehenden Unsicherheit befreit. In anderer Form läßt sich dieselbe Vorrichtung auch für die Zwecke der Schifffahrt benutzen, und zwar vor allem beim Durchfahren enger, vielfach gewandener Kanäle, bei Hafeneinfahrten usw. Auch beim stärksten Nebel erlegt sie dem dem mit ihr versehenen Schiff den Vortritt. H. Bradenwig.

Atmende Häuser durch Bims-sandstein.

Die Forderungen der Gesundheitslehre haben auf die Gestaltung unserer Wohnbauten in den letzten Jahrzehnten einen bedeutenden Einfluß gehabt. Während z. B. die Hausbauten des Mittelalters und sogar die des 18. und 19. Jahrhunderts auf Licht und Luft wenig Rücksicht nahmen, ist es das Bestreben der modernen Architekten, auch innerhalb der Wohnung den Menschen so viel heilsames Licht und gesunde Luft wie möglich zu geben. Aus diesem Grunde haben auch die Fenster mehr Platz erhalten, um Sonne und Luft in das Haus zu lassen. Erst die Hochkriegsbauten mühten sich wieder niedrigeren auf kleinere Räume beschränken, da sonst infolge der gewaltigen Baukosten die Mieten für das Durchschnittseinkommen zu teuer waren. Die Wissenschaft hat aber einen Erfolg für die Heilwirkung des Aufenthaltes in freier Luft durch Verwendung von ultraviolett durchlässigem Fensterglas gefunden. Sie gestalten auch im Zimmer die Segnungen der ultravioletten Strahlen zu genießen.

Zu diesem großen gesundheitlichen Vorteil, der bei Neubauten von Mietshäusern möglich ist, kommt noch ein neuer, der in einem verbesserten Verfahren der Herstellung von Bausteinen aus dem rheinischen Bims besteht. Dieser Bims-sandstein wird schon seit langer Zeit als Baustoff verwendet. Auch in ehemaligen vulkanischen deutschen Gebirgen, wie in der Eifel, werden aus ehemaligen vulkanischen Schlammströmen schon seit langem die Tuffe von Meid und Krutz und die in unterirdischen Steinbrüchen gefundene Mühlsteinmanna von Niedermendig als Bausteine verwendet. Aber diese vulkanischen Bausteine konnten nicht für große Häuser in Verwendung genommen werden, da sie zu wenig haltbar waren. Nun ist es durch einige neuere patentierte Fabrikationsverfahren ermöglicht, Bimsbauten vom Fundament bis zur Giebelspitze herzustellen. Besonders auf dem Gebiete des Wohnungsbau wurde durch die Bifantionwerke, die den rheinischen Bimsstein in großen Mengen als Baumaterial herstellen, eine ganz neuartige Bauweise geschaffen, die zugleich eine außerordentlich gesunde Baumöglichkeit gewährt, da der Bimsstein in bezug auf Porosität, Leichtigkeit und Schallsicherheit dem Kork sehr ähnlich ist. Es ist also nunmehr möglich, tatsächlich „atmende“ Wohnhäuser herzustellen, die dieselben gesundheitlichen Vorteile haben, wie wenn das Haus aus Kork bestehen würde. Diese Häuser sind sehr warm und haben trotzdem ständig einen unmerklichen, nichtsdestoweniger aber sehr gesunden Luftwechsel. Es werden mit diesem neuen Baustein bereits Kellerdecken, sämtliche Geschossdecken, die Zwischenwände und Außenwände hergestellt, so daß Holz fast gar nicht zur Verwendung kommt. Es können nach dem neuesten patentierten Verfahren auch mehrstöckige Großstadtegebäude und Hochhäuser aus diesem „Bifantion“-Baustoff hergestellt werden. — Die Häuser haben nach oben hin den Vorzug, daß sie nicht nur gesundheitlich sehr hervorragend sind, sondern auch leicht und billig hergestellt werden können. Der Baustoff ist trocken, und auch das Vermauerungsverfahren erfordert nicht viel Feuchtigkeit, so daß der Bau bald nach Vollendung bezugsfertig ist. (Das Material für diese neuartigen Baustoffe findet sich am Mittelrhein zwischen den Eifelbergen und den Westerwald-Bergen.) Erwähnt sei noch, daß dieser Bims-sandstein trotz seiner porösen Struktur fast dieselbe Wärmeleitfähigkeit hat wie Kork und zehnmal wärmehaltender ist als ein gewöhnlicher Ziegelstein.

Der automatische Photograph



Unser Bild zeigt den „Photomaton“ genannten automatisch photographierenden Apparat. Das Bild wird direkt auf das lichtempfindliche Papier projiziert. Durch ein besonderes Linsensystem wird dafür gesorgt, daß das Negativ, das sonst bei photographischen Aufnahmen nicht entbehrt werden kann, gespart wird. Nach 8 Minuten ist die Aufnahme vollkommen automatisch entwickelt und getrocknet. Der von Siemens und Halske gebaute Apparat liefert jedesmal einen Streifen von 18 Bildern. Diese kleinen Photos sind auch für Paßzwecke usw. zugelassen.

~ Sport und Spiel ~

Kommunisten-Regatta!

Was die Ausgeschlossenen alles fertig bringen.

An einem der letzten Sonntage veranstalteten die kommunistischen Sportler ihre Regatta in Köpenick. Bei dieser Regatta starteten auch Kanuspierer. Nun hat aber die Opposition nicht genügend gutes Bootsmaterial zur Verfügung, so ist sie gezwungen sich Boote auszuleihen. Die hundertstrengen Wassersportler lehnten selbstverständlich jede Unterstützung dieses kommunistischen Parteiparis ab. Die Opposition erreichte aber, daß die mit ihnen liebäugelnde Ruder- und Kanuabteilung der „Freien Schwimmer Charlottenburg“ ihre zwei Kanuwierder zur Verfügung stellen wollte.

Der Vorstand der F.S.C. hätte das auf keinen Fall gebilligt, darum wurden die Boote in aller Heimlichkeit nach Köpenick gebracht. Niemand wußte wo sie waren. Man beschloß das Schlimmste für das teure, mit Arbeitergroßen erkaufte Bootsmaterial und so begab man sich auf die Suche. Bei den Oppositionellen mußte man auf alles gefaßt sein, und so erwirkte der Vorstand eine einstweilige Verfügung, die das Eigentumsrecht der „Freien Schwimmer Charlottenburg“ feststellte. Mit

An die Arbeitersportlerjugend!

In diesem Monat sind 25 Jahre verflossen, seit einige beherzte Lehrlinge und jugendliche Arbeiter eine eigene Organisation der Jungarbeiter schufen. Die Sozialistische Arbeiterjugend Berlins veranstaltet aus diesem Anlaß eine großartige Werbewoche. Hauptereignis wird der Jugendtag am 15. September im Schillerpark sein. Die jungen Arbeitersportler werden es sich nicht nehmen lassen, an diesem Tage ihre Sympathie mit der S.A.J. dadurch zum Ausdruck zu bringen, daß sie den Jugendtag mit ihr gemeinsam begehen. S.A.J. und Arbeitersportlerjugend haben auf getrennten Sachgebieten eine gemeinsame Aufgabe: Geistlich und körperlich gefunden Nachwuchs der Arbeiterbewegung zu stellen. Datum übt Solidarität! Unterföhrt die Festwoche der S.A.J.! Kommt am 15. September zum Schillerpark!

Kartell für Arbeitersport und Körperpflege, Berlin, E. D. J. Barthelmann.

dieser Verfügung und einem Gerichtsvollzieher begab sich der Vorstand zum Bootshaus der „Freien Kanufahrer Berlin“, wo die Boote lagerten. Der Zutritt zum Bootshaus wurde sogar dem Gerichtsvollzieher verweigert und erst nach Hinzuziehung eines Polizeiführers konnte der Platz betreten werden. Als dann die Boote abtransportiert werden sollten, schlangen die Oppositionellen einen Kaufvertrag, wonach die Boote angeblich dem F.S.C. von der Ruder- und Kanuabteilung der F.S.C. verkauft worden seien! Dieser Vertrag war sogar notariell beglaubigt. Trotzdem wurden die Boote abtransportiert, da die jetzt oppositionelle Kanuriege nicht berechtigt ist, über das Bootsmaterial der Freien Schwimmer zu verfügen. Die Boote hatte man aber inzwischen unfahrbar gemacht, indem man die Räder, die Bodenretter und die Verchlusstoren aus dem Boden entfernte. Unter wüstem Schimpfen und unter Anspeien der Bootsmannschaften gab man endlich den Weg frei und die Boote konnten fortgeschafft werden. Ein besonders revolutionäres Mitglied der „oppositionellen“ Wassersportler namens Bühler spionierte dann noch auf einem unter schwarzweißer Flagge fahrenden Motorboot umher, wo die Boote wohl nun liegen könnten. Seine Bemühungen waren aber umsonst, die Boote waren für die rechtmäßigen Besitzer sichergestellt.

Für die Kommunisten aber wird die Sache noch ein Nachspiel haben, dessen Ausgang sie sicher nicht gerade erfreuen wird. So sieht diese Gesellschaft aus: Um nach Moskau günstiges über ihre Tätigkeit berichten zu können, eignen sie sich widerrechtlich das Eigentum anderer an! Die Regatta mußten sie allerdings in ihren Booten fahren.

Ringerwettsreit in der Bockbrauerei.

Bei den gestrigen Kämpfen in der Bockbrauerei siegte im einleitenden Treffen der sehr starke Gira über den linken Estländer Reiter, der sich bis zur 13. Minute seiner Niederlage entziehen konnte. Ein selten schöner, flotter und spannender Kampf wurde zwischen Gocksch und Peterson ausgetragen, das Treffen blieb nach zwei Gängen unentschieden. Raber verlor nach tapferer Gegenwehr in der 19. Minute gegen den stärkeren Martinoff-Rußland. Das letzte Treffen Kroskull-Finnland gegen Debie-Rheinland gewann der Finne nach 34 Minuten Kampfdauer. — Heute ringen: Martinoff gegen Gebhardt, Wildmann gegen Bierholz, Zoogo gegen Debie und Gocksch gegen Raber im Entscheidungskampf.

Die Sportärzte tagen.

Am Freitag begannen die Veranstaltungen, die im Zusammenhang mit der Jahresversammlung des Deutschen Ärztebundes zur Förderung der Leibesübungen durchgeführt werden. In der Sporthalle des Frankfurter Stadions fand als erste Veranstaltung ein Vortragsszyklus statt, der unter der Devise „Körperliche Erziehung in den Schulen“ stand. Ministerialdirektor Dr. Wallwich vom preussischen Wohlfahrtsministerium sprach im Namen des preussischen Staates und in Vertretung des Wohlfahrtsministers und stellte mit Befriedigung die gute Zusammenarbeit zwischen Staat und Kommunen im Hinblick auf die Jugend- und Sportfrage fest. Es folgte eine Rede des Kinderarztes Dr. Hoffa, Barmen über „Körperliche Erziehung im Kindergarten“. Einen Vortrag über „Körperliche Erziehung in Schulen ohne Turnhallen“ hielt Dr. Schütz von der preussischen Hochschule für Leibesübungen. Die Leiterin der Schule „Schwarzherden“ in der Rhön, Marie Buchhold, sprach über „Aufgaben der Gymnastik und Körperpflege und der vorbeugenden Erholungsfürsorge“, und Stadtmedizinalrat Dr. Hagen-Frankfurt a. M. über die ärztliche Fragestellung bei der Befreiung von Leibesübungen. Die Frage der körperlichen Erziehung der Berufsschuljugend behandelte Dr. Hoste, Arzt der deutschen Hochschule für Leibesübungen.

Der Nachmittag des Freitags war internen Sitzungen des Vorstandes des großen Ausschusses des Deutschen Ärztebundes vorbehalten. Für die dabei unbefähigten Teilnehmer fand im Stadion die Vorführung einer abgekürzten Turnstunde mit systematischen Erläuterungen an einer Knaben- und Mädchenklasse statt.

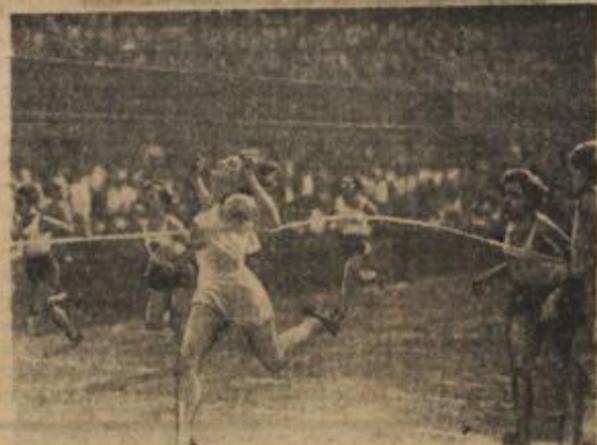
Englands Luftrennen.

Um den Schneiderpokal.

Das größte Flugzeugrennen der Welt, das Rennen um den von dem Franzosen Jacques Schneider im Jahre 1913 gestifteten Pokal, kommt heute in England auf der Reede von Southampton zum zehnten Male zum Austrag. Obwohl das diesjährige Rennen nach dem Ausscheiden der französischen und der amerikanischen Flugzeuge eine rein englisch-italienische Angelegenheit ist, ist das Interesse in England für den Kampf um das „Blau Band der Luft“ geradezu ungeheuer. Die letzten Probeflüge der einzelnen Maschinen werden mit wachsender Aufmerksamkeit verfolgt, man erörtert eifrig die Ausschichten der Konkurrenten und hofft im Stillen, daß England, der Verteidiger des Pokals, auch aus diesem Rennen als Sieger hervorgehen möge.

Das Rennen selbst wird fast gänzlich über dem Wasser zwischen der Insel Wight und dem englischen Festland geflogen. Alle startenden Maschinen sind Wasserflugzeuge und Eindecker, die eine kurze, gedrungene Form haben und äußerst leicht gebaut sind. Zur Herabsetzung des Luftwiderstandes auf ein Minimum hat man bei der Konstruktion der Maschinen danach getrebt, alle Ecken und überflüssigen Verpannungen fortzulassen. Die drei englischen Flugzeuge, die am Rennen teilnehmen, werden aus zwei „Gloster-Napier VI“ Eindeckern mit Motoren von ungefähr 1000 PS und zwei „Supermarine Kolls Rapce S 6“ Eindeckern mit Motoren von den höchsten bisher verwendeten Vierbestärken ausgewählt werden. Die italienischen Apparate bestehen aus einem Fiat-Flugzeug mit einem Fiat-Motor, einem Piaggio-Eindecker, dem Macchi-Eindecker „Mohr von Venedig“ und einer mit zwei Motoren ausgerüsteten Savoia-Marchetti-Maschine; die Gesamtbestärkte ihrer beiden Motore betragen 1800 PS. Das Flugzeug selbst hat eiförmige Gestalt. Das Rennen geht über eine Strecke von insgesamt 350 Kilometer. Die Rennstrecke stellt ein Viereck mit einer äußerst scharfen und drei weniger scharfen Kurven dar. Der Umfang des Vierecks beträgt 50 Kilometer, die Strecke muß also siebenmal durchflogen werden. Bei den relativ kurzen Seiten des Vierecks und den scharfen Kurven erfordert dieses Rennen große Geistesgegenwart und hohe technische Fähigkeiten der einzelnen Flieger. Die Flugzeuge werden nacheinander gestartet, um Zusammenstöße in der Luft nach Möglichkeit zu verhüten.

England hat bisher dreimal den Schneiderpokal gewonnen und ist gegenwärtig Pokalinhaber. Italien hat gleichfalls dreimal den Pokal erkämpft, Frankreich einmal und die Vereinigten Staaten zweimal. Bei dem Rennen auf dem Vido im Jahre 1927 erzielte der Engländer Webber auf einem 880 PS Supermarine eine Stunden-geschwindigkeit von 453 Kilometer. Diesmal rechnet man bestimmt damit, daß eine Durchschnittsgeschwindigkeit von über 500 Kilometer erreicht wird. Man erwartet zu dem Rennen die ungeheure Zuschauerzahl von einer Million, für deren Beförderung eine große Anzahl Sonderzüge, Autobusse, Dampfer und anderer



Ein schöner 100-Meter-Sieg.

Jugendwandern von heute!

Das Jugendherbergswerk.

Das Jugendwandern befindet sich in guter Aufwärtsentwicklung. Sport- und Jugendverbände und die Schulen sammeln die wanderlustige Jugend zu größeren Touren in entfernte Gegenden. Welcher Jugendliche möchte nicht einmal die Gebirge erklimmen, durch Wald und Feld wandern, weit von der Heimat, andere Menschen, ihre Sitten und Bräuche kennenlernen, um seinen Gesichtskreis zu erweitern, um für eine Woche oder länger dem Einerlei des Alltags zu entfliehen?

Alle möchten es! Leider ist der wertvollen Jugend gar zu wenig Gelegenheit hierzu gegeben, denn mit ihren „Ferien“ sieht es zumeist schlecht aus. Hier muß noch viel gebessert werden. Eine andere Schwierigkeit ist die Quartierfrage. Der Touristenverein „Die Naturfreunde“ hat in systematischer Aufbauarbeit bereits eine ganze Anzahl Herbergen errichtet. Recht beachtenswert sind auch die Erfolge des Reichsverbandes für deutsche Jugendherbergen. Im Jahre 1911 hatte dieser Verband 17 Jugendherbergen mit 3000 Liebernachtungen, 1920 700 Herbergen mit 188 000 Liebernachtungen, während 1928 2200 Herbergen mit 3 1/2 Millionen Liebernachtungen registriert werden können. Die größte Herberge, die sächsische Jugendburg „Hohnstein“, zählte 1928 allein 50 000 Liebernachtungen.

Nach dem Kriege hat der Jugendherbergsvorband seine Tätigkeit 1919 wieder aufgenommen. In den abgelaufenen zehn Jahren ist die Mitgliederzahl aus kleinen Anfängen gut in die Höhe gegangen, wie sich aus nachstehender Aufstellung ergibt:

1921	1924	1926	1927	1928	Sommer 1929
11 000	65 000	72 000	87 000	100 000	105 000

So erfreulich diese Aufwärtsentwicklung ist, kann sie doch nur bescheidene Ansprüche befriedigen. Denn das Jugendherbergswerk muß von der Masse der Jugend, ihrem Idealismus und ihrer

Bereitschaften bereichhaltig werden. Um die riesenhafte Menge über die einzelnen Phasen des Rennens ständig auf dem Laufenden zu halten, werden an 19 verschiedenen Punkten ungefähr zweihundert große Lautsprecher aufgestellt.

Arbeitertodfahrerverein Groß-Berlin. Sonntag, 8. September, 6 Uhr. Park, Reft, Riesenberg, 13 Uhr. Eichwalde, Wickers Gesellschaftshaus. Start Waldemarstraße Ecke Marionnenplatz. Gasse willkommen.

Abend-Isabrennen in Marientdorf. Das mit großem Erfolg durchgeführte Rotadorenmeeting erreicht mit der Abendveranstaltung am Montag sein Ende. Es wird wieder guter Sport auf der ganzen Linie geboten. Die wertvollste Nummer ist der „Preis von Wien“ für die internationale Klasse. Da für die Schlussnummer, der „Preis von Stockholm“, nicht weniger als 54 Pferde gemeldet wurden, mußte dieses Rennen geteilt werden, so daß das Programm aus zehn Nummern besteht. Die Rennen beginnen wieder um 18 Uhr.

Neue Bücher.

„Körperlichkeit trotz Mutterschaft!“ Die irrige Auffassung, daß die Schwangerschaft eine Krankheit ist, wird in der lebenswerten Broschüre, die vom Süddeutschen Verlagshaus, G. m. b. H., Stuttgart, herausgegeben wird, in überzeugender Weise widerlegt. Die Gymnastiklehrerin Lisa Mar und der Mediziner Dr. Balzi weisen mit Recht auf die Gefahren unangemessener Betätigung und Lebensweise hin. Vernunftgemäße Lebenshaltung und Ernährung lassen die Beschwerden der Mutterschaft leichter ertragen. Werden dabei gleichzeitig vorsichtig und planmäßig gymnastische Übungen und ordentliche Körperpflege betrieben, dann wird sich auch die Schwangere während dieser Zeit verhältnismäßig wohl fühlen. Viele Frauen leiden an zu schwachen Unterleibsorganen und schlaffen Bauchmuskulatur. Hier ist ein Weg gemiesen, den Frauenkörper zu kräftigen. Selbst im vorgeschrittenen Stadium der Schwangerschaft empfehlen die Verfasser noch leichte Kumpf-übungen, die selbstverständlich mit entsprechender Vorsicht auszuführen sind. Arbeiterfrauen, die auch während dieser Zeit Hausstand und Familie zu betreuen haben, wird die Innehaltung aller Vorschläge allerdings einige Schwierigkeiten bereiten. Anzuerkennen ist jedoch, daß alle angegebenen Anweisungen sicher dazu beitragen, auch in der Schwangerschaftszeit dem Körper und der Pflege leichter Leibesübungen die notwendige Begünstigung zu schenken. Ist die Mutter gesund und lebensfro, ist auch eine gesunde Nachkommenschaft zu erwarten. Die im Text eingetragenen 18 Bilder beleben den in übersichtlicher Anordnung zusammengestellten Text des Büchleins, das in sauberer Druckausführung für 1,25 M. erhältlich ist.

„Achte auf die Haltung deines Kindes!“ Um Eltern und jeden, der sich mit Kindern beschäftigt, auf die furchtbaren Gefahren von Verkümmungen und Mißbildungen aufmerksam zu machen, haben die Stuttgarter Gymnastiklehrerinnen Lisa Mar und Fritz Bachro in verständnisvoller Zusammenarbeit mit dem Orthopäden Dr. Staud ein lebenswertes Büchlein herausgegeben, das im Süddeutschen Verlagshaus, G. m. b. H., Stuttgart, erscheint. In leicht verständlicher Form, durch die Wiedergabe eines Zwiegesprächs zwischen Mutter und Arzt, durch die Schilderung des Besuches einer Gymnastikstunde, werden in übersichtlicher Anordnung die Vorzüge planmäßiger Haltungsübungen geschildert. Nicht trockene Belehrungen liegt der Interessent: In Spielform, also in einer Weise, die den Kindern gerade am angenehmsten ist, finden wir hier viele Beispiele gelungener Gymnastik. Die Rückenkrümmungen, hervorgerufen durch langes Sitzen auf der Schulbank, alle Schäden, entstanden durch zu schwache Muskulatur junger Jünglinge, verlieren an Befürchtlichkeit, wenn nach diesen Anweisungen, die durch 16 Bilder unterstützt werden, gehandelt wird. Wie bekannten Kinderspiele lassen sich im Rahmen dieser Anweisungen verwenden. Eltern und Erzieher, überhaupt alle im Kindertum tätigen Leiter und Helfer, sollten sich mit dem Inhalt dieses Büchleins, das zum Preise von 1,25 M. erhältlich ist, vertraut machen. Das Heft zeichnet sich durch klare, saubere Druck besonders aus. O. S.

Bundesvereine teilen mit:

Kartell für Arbeitersport und Körperpflege, Weibing, Montag, 9. September, 20 Uhr, Kartellhaus im Sporthaus Weibing. Alle Jugendgruppen der angeschlossenen Organisationen müssen sich Donnerstag, 12. September, an der Demonstration anlässlich des Jubiläum-Belobens der Arbeiterjugendbewegung im Sportpark beteiligen. Treffpunkt Brunnenplatz 18 1/2 Uhr.
14. Kartelltag, Leipzig, Montag, 9. September, 20 Uhr, Vorhandlung im Lokal Eisen-Gd. Reichs, Ecke Eisenstr.
Kartell Weibing, Weibing, Montag, 9. September, 20 Uhr, Der wichtige Tagesordnung wegen (Kartellveranstaltung am 8. Oktober) haben die Kartellgruppen und Bezirksgruppen zu erscheinen.

Begeisterung getragen werden. Die neueste Ausgabe der „Jugendherberge“ stellt obige Zahlen in Vergleich zu den Mitgliederzahlen der Sportverbände, die mit 6 Millionen — wohl etwas hoch — angegeben werden. Bei einer Gesamtbevölkerung von 60 Millionen würde sich daraus ergeben, daß jeder zehnte Sport treibt, während am Jugendherbergswerk jeder 600. beteiligt ist. Zu beachten ist hierbei, daß die Jugendherbergen zwar in erster Linie den Jugendlichen zur Verfügung stehen, im weiteren aber auch allen älteren Wanderfreunden, soweit der vorhandene Platz ausreicht.

Berlin steht in der Mitgliederzahl naturgemäß an erster Stelle. In 20 Ortsgruppen sind 8240 Mitglieder (gleich 2,1 auf 1000 Einwohner). In Hamburg sind 4386 (gleich 3,8), in Leipzig 2900 (gleich 4,2). Den größten Anteil im Vergleich zur Bevölkerung hat Elberfeld (7,7 pro Tausend) bei 1278 Mitgliedern. Die Hamburger Jugendherbergen sind fast durchweg Eigentum des hamburgischen Staates. In den letzten Jahren wurden hier für Herbergswerke jährlich 65 000 M. bewilligt. In Hamburg haben 1928 in 300 Betten fast 50 000 Personen übernachtet, etwa 8000 wurden nach Altona und Wandsbek verwiesen, während 7000 überhaupt nicht untergebracht werden konnten. Jetzt wird die Errichtung einer neuen Jugendherberge geplant mit 250 Betten, 100 Pflanzlagern, einigen Jugendheimräumen und einem Saalbau für 600 Personen, Baukosten 600 000 M. — Im gesamten Reichsgebiet sind in 2177 Orten 73 430 Betten (1927 60 175) sowie 28 135 Massenlager vorhanden. Die Mark Brandenburg ist hierin mit 5183 Betten und 1688 Massenlagern beteiligt.

Am 28. und 29. September findet in Dresden der 11. Deutsche Jugendherbergstag statt, der sich mit der weiteren Förderung des Jugendherbergswesens beschäftigen wird. Referate sind auf dieser Tagung nicht vorgesehen, um der Diskussion über praktische Fragen den weitesten Spielraum zu lassen.